Nile Times

16. Ausgabe, Frühling 2005

Das ägyptische Museum Berlin – Entstehung, Geschichte und Schicksal einer Sammlung

Eine neue Ära beginnt

Mitte letzten Februars hielt Nofretete zum letzten Mal Hof auf Charlottenburg. Ein bisschen Nostalgie lag in der Luft, als Fernsehkameras und Presseleute die weltberühmte Büste der schönen Gemahlin Echnatons in dem eigens für sie konzipierten Raum nochmals umschwärmten und Abschied nahmen (Abb. 1). Dietrich Wildung, Leiter des Ägyptischen Museums in Charlottenburg, sieht „Nofretetes Auszug“ mit „einem kleinen wehmütigen und einem noch grösseren fröhlichen Auge“. Man könne doch schlecht Jahrzehnte auf die Vereinigung der Kunstschätze hinarbeiten und dann am Tag der Verwirklichung traurig sein, meinte er. Ende Februar hat Nofretete die Charlottenburg im „Alten Westen“ endgültig verlassen und ist in die „Neue Mitte“ Berlins auf die Museumsinsel umgezogen. Dort wird sie der unbestrittene Star sein, wenn am 3. August die Staatlichen Museen zu Berlin ihren 175-jährigen Geburtstag feiern. Vorerst jedoch wird die Schöne die Ausstellung „Hieroglyphen“ im Kulturforum Berlins mit ihrer Anwesenheit beehren. Ab Anfang August wird Nofretete dann in das Alte Museum auf die Museumsinsel übersiedeln, wo sie bis zum Abschluss der umfangreichen Renovierungsarbeiten auf der Museumsinsel im Jahr 2009 im Obergeschoss residieren wird. Dann erst soll die Königin - zusammen mit den übrigen Exponaten der ägyptischen Sammlung Berlin - ihr endgültiges Domizil im Neuen Museum (ebenfalls auf der Museumsinsel) beziehen. Aus der Charlottenburg soll übrigens ein Ort der klassischen Moderne mit Werken des Impressionismus, Expressionismus und Surrealismus werden.

Fortsetzung S.3

Inhaltsverzeichnis

Das ägyptische Museum Berlin Seite 1

Editorial Seite 2

Gutgehütete Geheimnisse in Schweizer Museen Seite 15

Begegnung mit der Berber-Kultur von Siwa Seite 22

Gesichter aus dem alten Ägypten im Musée du Château in Yverdon Seite 24

Forum für FreundInnen der ägyptischen Kultur

Copyright 2007 by Alexandra Küffer

Nile Times Redaktion: Alexandra Küffer; Wildermettweg 52b; 3006 Bern; www.niletimes.ch

Editorial

Liebe Nilfreundinnen und –freunde,

Berlin, Hauptstadt Deutschlands und multikulturelle Metropole, hat mit ihrer bewegten und bewegenden Geschichte viel Eindrückliches zu bieten und verfügt mit rund 180 Museen auch über ein einmaliges Angebot an Kulturgeschichte, das von den frühsten Anfängen der Menschheit bis in die Gegenwart reicht. Genauso wie die Stadt selber, haben die Bestände dieser riesigen Museumslandschaft ein wechselhaftes Schicksal hinter sich, wurden sie doch im Zug des 2. Weltkrieges und der darauf folgenden Teilung der Stadt vollkommen willkürlich und wahllos auseinander gerissen und für mehr als 40 Jahre getrennt. Seit der Wiedervereinigung ist eine Zusammenführung und Neuordnung der Sammlungen im Gang. So sind beispielsweise für Bauprojekte auf der sog. Museumsinsel, der eigentlichen Geburtsstätte der Staatlichen Museen zu Berlin, die u.a. das berühmte Pergamon-Museum beherbergt, Milliardensummen geplant. Im Zug dieser umfangreichen Sanierungsarbeiten wird seit Anfang 2005 auch das bisher in Charlottenburg befindliche Ägyptische Museum auf die Museumsinsel umgesiedelt, wo seine Sammlung ab August in provisorischer Aufstellung zu sehen sein wird.
Die überwältigende Fülle von Zeugnissen der älteren (aber auch jüngeren) Vergangenheit veranlasste eine 18-köpfige Gruppe von „Nile Times“ - Leserinnen und Lesern, im letzten September nach Berlin zu reisen - alle gewillt, selbst bei strahlendem Wetter einige Museumsbesuche zu absolvieren. Das verlängerte Kulturwochenende stand unter dem Motto „Auf den Spuren altägyptischer und vorderasiatischer Kunst und Geschichte an der Spree“. Auf dem Programm stand - neben einem Besuch des Vorderasiatischen Museums und des Museums für Islamische Kunst - eine ausgedehnte Besichtigung des Ägyptischen Museums mit seinen einzigartigen Kunstwerken aus Tell el-Amarna, der Stadt Echnatons. Dabei erwiesen sich Entstehung und Geschichte der vom Schicksal arg gebeutelten Sammlung als so interessant und eindrücklich, dass sie in dieser Ausgabe der „Nile Times“ einen der Schwerpunkte bilden.

Dem in der letzten Ausgabe kurz vorgestellten „Schweizer Sarg- und Mumienprojekt“ ist in der vorliegenden „Nile Times“ ein ausführlicherer Artikel gewidmet, in dem die durchgeführten wissenschaftlichen Arbeiten erläutert und einige aktuelle Forschungsansätze und Ergebnisse zusammengefasst werden. Im Rahmen dieses Projektes finden in den nächsten Monaten übrigens mehrere Veranstaltungen statt, die auf der Seite 21 aufgeführt sind. Es würde mich natürlich sehr freuen, Sie bei der einen oder anderen begrüssen zu dürfen.

Im Zentrum der letzten Ausgabe stand die „Desert Lodge“ in Dakhla, das erste nach ökologischen Kriterien erbaute und geführte Hotel in der Westwüste Ägyptens. Auch in dieser Ausgabe möchte ich Ihnen ein Projekt näher vorstellen, das in der Oase Siwa im Aufbau begriffen ist. Adel Salah el-Din, gebürtiger Alexandriner und seit 20 Jahren in der Schweiz wohnhaft, hat sich zum Ziel gesetzt, die Kultur der Berber, zu der die Mehrheit der EinwohnerInnen von Siwa gehören, zu unterstützen und zu erhalten. Durch seine Tätigkeit als Mathematiklehrer in der Libyschen Wüste lernte Salah el-Din auch die Kehrseite des vordergründig idyllischen Oasenlebens kennen. Durch seine Privatinitiative ist in den letzten Jahren ein Hotel mit Begegnungszentrum entstanden, das der lokalen Bevölkerung durch Mitbestimmung und Einbezug eine Einnahmequelle und Entwicklungsmöglichkeiten garantieren soll.

Ich wünsche Ihnen eine anregende und spannende Lektüre.

Herzlich

- Bericht über eine Reise durch den Norden Omans.
- Tagebuchblätter zur Reise einer deutschen Journalistin durch Ägypten und den Sudan im Jahr 1952.

Museumsgeschichte ist immer mit dem Beschaffen von Zeugnissen verbunden, das mitunter auch auf abenteuerlichen Wegen verlief. In Berlin jedoch hängt die Entstehung der ägyptischen Sammlung ganz besonders eng mit dem Schicksal ihrer Objekte zusammen. Im Zuge des 2. Weltkrieges und der darauf folgenden Teilung der Stadt wurden die Museumsbestände willkürlich und wahllos auseinander gerissen und für mehr als 40 Jahre getrennt. Seit dem Fall der Berliner Mauer im Jahr 1989 hat die Wiedervereinigung der Sammlungen bei Fachleuten erste Priorität. Bereits im Mai 1990 haben die archäologischen Museen ihre Entschlossenheit bekundet, sich auf der Museumsinsel - ihrem traditionellen Standort im Herzen der Stadt - zu einem Komplex zusammenzufinden. Damit war die Grundlage für den Wiederaufbau und die Neugestaltung der Museumsinsel geschaffen, die als bedeutendes Architekturensemble 1999 in die Liste des Weltkulturerbes der Unesco aufgenommen wurde. Bis zum Jahr 2009 werden Summen in Milliardenhöhe in Bauprojekte und Sanierungsarbeiten fliessen mit dem ehrgeizigen Ziel, den Besuchern auf der Museumsinsel die Gesamtheit der alten Kulturen des Mittelmeerraumes von den Anfängen bis zur Moderne „als eng vernetzte Einheit“ zu präsentieren. So werden sich dereinst das Ägyptische Museum, das Vorderasiatische Museum, das Museum für Islamische Kunst, das Pergamonmuseum sowie die Antikensammlung in unmittelbarer Nähe voneinander befinden und an einem Nachmittag ein Gang durch die Jahrtausende verschiedener Kulturen ermöglichen. Eine wahrhaft reizvolle Vorstellung!

Abb. 1: Die weltberühmte Büste der Königin Nofretete, die als das Meisterwerk altägyptischer Porträtkunst schlechthin gilt. Foto der Autorin.

Der Umzug der Königin Nofretete Richtung Museumsinsel markiert einen weiteren Schritt in der Zusammenführung der antiken Bestände der Staatlichen Museen zu Berlin und ist der Beginn einer neuen, lang ersehnten Ära in der Geschichte der vom Schicksal arg gebeutelten ägyptischen Sammlung.

Die erste Mumie für Berlin: Zu den Anfängen der ägyptischen Sammlung

Das Ägyptische Museum gehört zu den ältesten Museen Berlins. Seine Anfänge sind allerdings recht bescheiden und gehen aufs Jahr 1698 zurück. Damals erwarb Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg (1688 – 1713) die bedeutende Antikensammlung Bellori, die zwölf altägyptische - nach heutigen Massstäben jedoch als zweitrangig einzustufende - Objekte enthielt. 1802 gelangte dann die erste ägyptische Mumie mit Sarg nach Berlin, die vom preussischen Gesandten von Knobelsdorf in Konstantinopel erworben worden war. Der Mumienkauf macht deutlich, dass die als Folge der Napoleonischen Expedition in ganz Europa ausgebrochene Ägyptenbegeisterung (Ägyptomanie) auch Preussen erfasst hatte. Allerdings stand ebendieser Napoleon vier Jahre später vor den Toren Berlins und liess einen grossen Teil der Berliner Antikensammlung, darunter auch die ägyptischen Stü-

cke, nach Paris überführen. Erst nach der endgültigen Niederlage Frankreichs 1815 konnten die geraubten Antiken wieder nach Berlin zurückgeholt werden.

Abb. 2: Der von einem Häuserring festungsartig umschlossene Tempelberg von Aghurmi, auf dem sich auch der Orakeltempel befindet, wie ihn Freiherr von Minutoli anlässlich seines Aufenthaltes in Siwa auf einem Stich von 1820 festgehalten hat. Aus „Die ägyptischen Oasen“.

Die Ägyptomanie führte in der ersten Hälfte des 19.Jhs. zu einem regelrechten Wettstreit um die schönsten und grössten Altertümer des Nillandes. Sogar die Konsuln, die in Ägypten die politischen und wirtschaftlichen Interessen ihrer Länder vertraten, waren sehr aktiv an der Suche nach Antiken beteiligt und versuchten, die überwältigendsten Zeugen der ägyptischen Kultur für die Museen ihrer Länder zu sichern. Es kam es zu einer regen Ausfuhr ägyptischer Objekte durch europäische Sammler und Geschäftsleute. Hemmungslos wurden diese abtransportiert und bilden den Grundstock namhafter Sammlungen in Europa und Übersee. Preussen stand bei dieser Entwicklung zunächst abseits. Erst als sich im Ausland bedeutende Sammlungen als „Instrument nationaler Selbstdarstellung“ konstituierten, stieg das Interesse an einem Ausbau der Ägyptischen Sammlung und dem damit verbundenen Prestigegewinn.

Ägyptens Schätze im Sand der Elbemündung

Als der Privatgelehrte Heinrich von Minutoli (1772 – 1846) 1820 beschloss, sich einen langgehegten Traum zu erfüllen und Urlaub für eine Privatreise nach Ägypten zu nehmen, stiess sein Ersuchen deshalb auf allerhöchste Resonanz und das Unterfangen wurde von Friedrich Wilhelm III. persönlich zur offiziellen preussichen Expedition erklärt. Von Minutoli sollte in Begleitung von zwei Naturforschern und einem Architekten Ägypten bereisen und Funde zusammentragen. Die anfallenden Reisekosten hatte er dabei jedoch selber zu bestreiten! Eine erste allgemeine Überraschung erlebte die kleine Reisegesellschaft schon in Triest: Unerwarteterweise heiratete nämlich Minutoli hier und nahm seine frisch Angetraute mit nach Ägypten. Schon vor der Ankunft am Nil hatten sich die Expeditionsmitglieder jedoch so miteinander zerstritten, dass jeder - kaum an Land - seines Weges ging. Bevor er das Niltal besuchte, machte sich von Minutoli auf den Weg zur Oase Siwa (!), wo er von den antiken Denkmälern genaue Zeichnungen anfertigte (Abb. 2). Von grosser Bedeutung sind v.a. die Bilder des Tempels von Um Ubeida, da dieser 1896 vom lokalen Gouverneur zur Gewinnung von Baumaterial gesprengt wurde.

Im Verlauf seines einjährigen Ägypten-Aufenthaltes sammelte von Minutoli mehrere Tausend Objekte, die er Ende 1821 auf dem Seeweg nach Triest befördern liess. Von dort brach ein von der preussischen Regierung angeheuertes Schiff namens „Gottfried“ mit dem Grossteil der Funde an Bord in Richtung Hamburg auf. Die übrigen, rund 3000 Objekte, darunter Statuen, Särge und Mumien, Amulette sowie Papyrusrollen, wurden auf dem Landweg nach Berlin transportiert, wo sie unversehrt ankamen und so grossen Enthusiasmus auslösten, dass der König die Sammlung kaufte. Die „Gottfried“ jedoch - mit ihrer tonnenschweren Fracht völlig überladen - sank in einem Orkan kurz vor Erreichen des Zielhafens. Mann und Mumie sowie rund 100 Kisten Altertümer gingen dabei unter. Die „Spenersche Zeitung“ aus Berlin berichtete einige Tage nach dem Unglück, dass die ans Ufer geworfenen Mumien von den bremischen Strandbewohner für Leichen von Mohren gehalten wurden und ihr Begräbnis durch die Obrigkeit verhindert werden musste, da Mumien nach damaligem Recht Ei-

gentum der Versicherung waren. Die einbandagierten Körper wurden darauf in Hamburg versteigert und sind seitdem verschollen! Die schwereren Gegenstände, die sich an Bord der „Gottfried“ befanden, konnten bis heute nicht geborgen werden. So liegen die aus dem Sand Ägyptens geborgenen Schätze des Generals von Minutoli tief im Sand der Elbemündung und harren dort ihrer erneuten Entdeckung.

Ein ehemaliger Pferdehändler wird erster Museumsdirektor

Als eigentlicher Gründungstag des Berliner Ägyptischen Museums kann der 1. Juli 1828 gelten. An diesem Tag nämlich wurde Giuseppe Passalacqua (1797 – 1865) zum Direktor der Sammlung ernannt. Der ursprünglich aus Triest stammende Passalacqua war über Umwegen zu seinem neuen Beruf gekommen. 1820 machte er sich nach Ägypten auf, um dort als Pferdehändler sein Glück zu machen. Schon bald begeisterte er sich für die Vergangenheit Ägyptens und machte Bekanntschaft mit einflussreichen Sammlern, wie dem französischen Konsul Drovetti. In der Nekropole von Theben führte er gar eigene Grabungen durch, deren Fundumstände und Fundstücke er mit erstaunlicher Genauigkeit festhielt und damit eine der ersten wissenschaftlichen Grabungspublikationen schuf! 1826 stellte Passalacqua seine rund 1’600 Fundstücke in Paris aus. Die Ausstellung, die eigentlich dem Verkauf der Funde dienen sollte, wurde zu einem gesellschaftlichen Grossereignis und zu einer wahren Sensation. Mehrere Würdenträger reisten an, um sich die Exponate anzusehen. Unter ihnen befand sich auch der preussische König, der die Sammlung schliesslich erwarb – und mit ihr auch Passalacqua, war doch im Kaufvertrag vereinbart worden, dass dieser die Objekte in Berlin in genau derselben Anordnung wie in Paris wieder aufstellen sollte. Die Ernennung des ehemaligen Pferdehändlers zum „Aufseher der Ägyptischen Sammlung“ erwies sich als Glücksfall. Obschon kein Wissenschaftler im eigentlichen Sinn, verfügte Passalacqua über zahlreiche gute Beziehungen zu Sammlern in Ägypten, so dass die Bestände des Museums rasch erweitert wurden. Trotzdem hat Passalacqua nie die ihm gebührende Anerkennung durch seine Zeitgenossen erfahren.

Der Anschluss an die grossen Sammlungen: Die „Königlich Preussische Expedition“ unter Lepsius

Die bahnbrechende Entzifferung der Hieroglyphen durch Jean-François Champollion (1790 – 1832) im Jahr 1822 sorgte weit über die Grenzen Frankreichs hinaus für Interesse. Auch in Berlin fand man, es sei nun an der Zeit, die Ägyptologie als unabhängige wissenschaftliche Disziplin zu etablieren. Zu diesem Zweck wurde der junge Gelehrte Carl Richard Lepsius (1810 – 1884) von der Berliner Akademie auserwählt: Er sollte sich dem gründlichen Studium der Ägyptologie widmen und dafür später eine Direktorenstelle am Ägyptischen Museum erhalten. Nachdem Lepsius auf mehrjährigen Studienreisen die ägyptischen Sammlungen Europas kennen gelernt hatte, wollte er im Jahr 1840 selber mit Forschungen am Nil beginnen und stellte einen Antrag auf Ausrüstung einer wissenschaftlichen Expedition nach Ägyp-

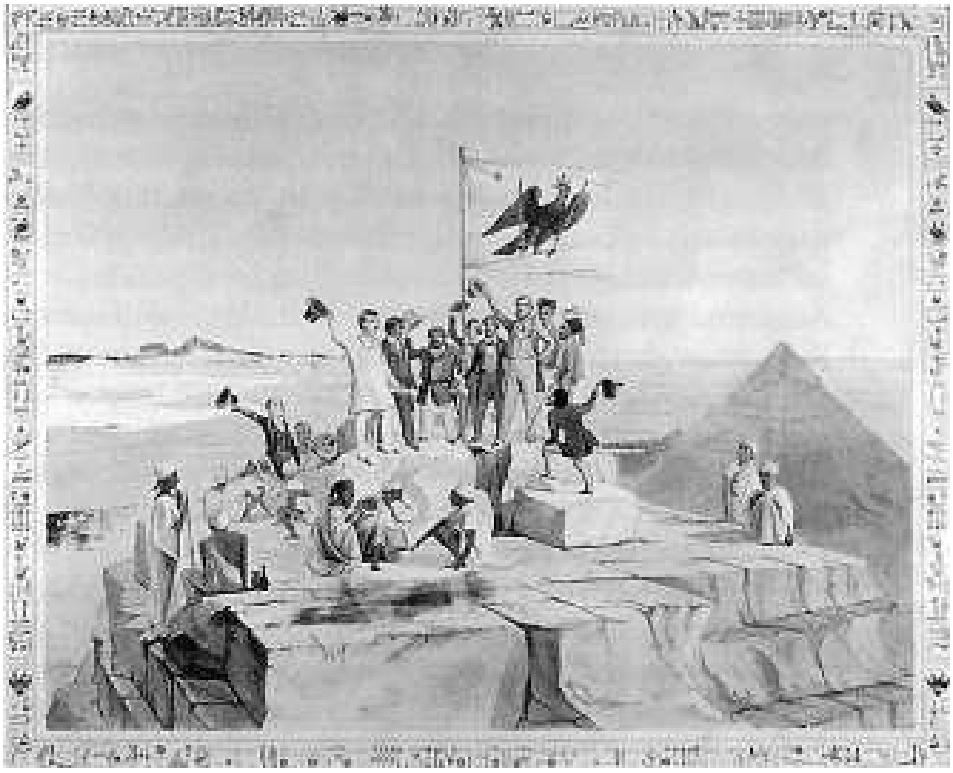

Abb. 3: Die preussische Expedition feiert unter der Leitung von Lepsius den Geburtstag des Königs am 15. Oktober 1842 auf der Spitze der Cheopspyramide in Giza. Aus „Das Ägyptische Museum“.

ten und dem Sudan. Mit Friedrich Wilhelm IV. sass zu jener Zeit ein kulturell interessierter und wissenschaftlichen Fragen gegenüber aufgeschlossener Herrscher auf dem Thron Preussens, so dass das Anliegen von Lepsius 1842 bewilligt wurde. Das Expeditionsteam unter Leitung von Lepsius bestand aus zwei Architekten, zwei Zeichnern, einem Kunstmaler, einem Bildhauer und einem Former. Um das Unterfangen von Beginn weg auf möglichst erfolgsversprechende Bahnen zu lenken, trug Lepsius ein Empfehlungsschreiben des preussischen Königs an den ägyptischen Vizekönig Muhammed Ali mit sich. Dieses - zusammen mit kostbaren Geschenken aus der Königlichen Porzellan-Manufaktur – führte dazu, dass die preussische Expedition die uneingeschränkte (!) Erlaubnis erhielt, Grabungen durchzuführen und eine Sammlung von Altertümern anzulegen.

Abb. 4: Der Ägyptische Saal im Neuen Museum um 1850 nach einem Konzept von Richard Lepsius ausgemalt. Aus „Ägyptische Kunst in Berlin“.

Die Lepsius-Expedition begann ihre Arbeit in Ägypten ganz stilgerecht, indem am 15. Oktober 1842 zum Geburtstag Friedrich Wilhelm IV. die preussische Fahne auf der Spitze der Cheopspyramide gehisst wurde (Abb. 3). Von 1842 - 1845 dauerte das Forschungsunternehmen, das als einer der erfolgreichsten in der Geschichte der Ägyptologie gilt. Um die 1500 Objekte brachte Lepsius nach Berlin und fertigte dazu eine grossformatige Dokumentation von 900 Tafeln an, die noch heute für die Wissenschaft von unschätzbarem Wert ist. Überhaupt setzten die preussischen Grabungen durch ihre Sorgfalt und Methodik neue Massstäbe. Allein im Verlauf der ersten sechs Monate wurden zwischen Giza und Memphis insgesamt 130 Gräber und 67 Pyramiden dokumentiert! Bis ins nubische Meroe wurden Nekropolen und Tempel entdeckt, vermessen und erforscht sowie Reliefs und Inschriften kopiert. Mit der erfolgreichen Durchführung der Expedition und der Fülle der mitgebrachten Altertümer, u.a. drei komplette Gräber aus Giza, gehörte das Berliner Ägyptische Museum nun zu den führenden ägyptischen Kunstsammlungen der Welt. Da die Räumlichkeiten im Schloss Monbijou nicht mehr ausreichten, zog die Sammlung 1850 ins Neue Museum auf die Museumsinsel. Das museologische Konzept von Lepsius musste jedoch schon bei seiner Eröffnung harte Kritik einstecken. Pseudoägyptische historisierende Architektur und in grell-bunten Farben gemalte Wanddekoration trafen nicht jedermanns Geschmack (Abb. 4). 1855 wurde Lepsius zum Mitdirektor des Ägyptischen Museums ernannt und nach dem Tod von Passlacqua trat er 1865 dessen Nachfolge an. In den Jahren 1849 – 1859 erschien in Konkurrenz zur „Description de l’Egypte“, dem zwölfbändigen Werk der französischen Gelehrten, das ebenfalls ein Dutzend Bände umfassende Tafelwerk „Denkmäler aus Ägypten und Äthiopien“. Dieser wegweisenden Publikation verdankt Lepsius seinen Ruf als Begründer der modernen wissenschaftlichen Ägyptologie.

Ein pharaonisches Archiv für Berlin – Die Zeit des Sammelns

Unter dem Nachfolger von Lepsius, Adolf Erman (1854 – 1937) wurde die Sammlung kontinuierlich erweitert. Erman war in erster Linie Philologe (ihm verdankt die Ägyptologie das Werk „Wörterbuch der ägyptischen Sprache), verstand es jedoch dank vorzüglichen Kontakten zu Ankaufsvermittlern und privaten Geldgebern einige Meisterwerke für das Museum zu erstehen. 1888 wurden ihm von einem Wiener Sammler Tontäfelchen angeboten, die mit Keilschriftzeichen bedeckt waren und angeblich aus Ägypten stammen sollten (Abb. 5). Während andere Museen vor dem Kauf zurückschreckten, weil die Verantwortlichen die Tafeln für Fälschungen hielten, griff Erman zu und erwarb den Hauptanteil für Berlin. Eine wahrlich Aufsehen erregende Neuanschaf-

Abb. 5: Tontafel mit Keilschrifttext. Aus „Hattuschili und Ramses“.

fung, deren Ergebnis sensationell war. Denn bald stellte sich heraus, dass es sich bei den Tafeln um Stücke aus dem Staatsarchiv von Tell el-Amarna handelte, also um die diplomatische Korrespondenz des Königs Echnaton (14. Jh. v.Chr.) mit den vorderasiatischen Fürsten, die aufzeigt, dass die Kulturen des Vorderen Orients untereinander ein weit verzweigtes Netz von Handelsbeziehungen und politischen Bündnissen unterhielten.

Der Porträtkopf der Teje – die Mutter Echnatons als weise, alte Königin

Bei seinen Erwerbungen konnte Erman auf die finanzielle Unterstützung des Grosskaufmannes James Simon zählen. Dank diesem gelang es beispielsweise, den bekannten Porträtkopf der Königin Teje zu erwerben (Abb. 6), der 1905 vom Ägyptologen und diplomatischen Vertreter der Berliner Museen in Ägypten Ludwig Borchardt zufällig in einem Antiquariat in Kairo entdeckt wurde. Borchardt gelang es auch, den Fundort dieses bemerkenswerten Objektes festzustellen. Offenbar hatte Teje Jahrhunderte lang neben halbverkohlten Holzresten und weiteren antiken Kunstgegenständen in einem Depot für Brennmaterial gelegen und noch gerade rechtzeitig den Weg in den Handel gefunden. Denn wie Borchardt bemerkte, war es „dem frierenden Bewohner des Armenviertels ganz gleichgültig, ob er eine Königstatue verfeuerte, wenn sie nur brannte.“

Heute gehört das Köpfchen der Teje ohne jeden Zweifel zu den Glanzstücken der Berliner Sammlung. Es stammt ursprünglich aus Medinet el-Gurob am Eingang zum Fayum (rund 75 km südlich von Kairo), wo die Gemahlin Amenophis' III. und Mutter Echnatons wahrscheinlich ihren Witwensitz hatte. Der Betrachter blickt in das Gesicht einer Frau mittleren Alters. Die Lider sind halbgeschlossen und der Mund nach unten gezogen. Tiefe Falten verlaufen von den Nasen- zu den Mundwinkeln. Die sonst nach den Konventionen der ägyptischen Kunst idealisierend wiedergegeben Gesichtszüge treten in diesem Köpfchen sozusagen ungeschminkt hervor. Gezeigt wird eine starke Persönlichkeit mit Charakter und Willensstärke, die auf die Erfahrungen ihres Lebens zurückblicken kann. Während der Typus „weiser älterer Mann“ in der ägyptischen Kunst belegt ist, ist er für eine Frau sehr selten.

Abb. 6: Porträtkopf der Königin Teje mit der hohen Federkrone der Göttin Hathor. Ägyptisches Museum Berlin .Foto der Autorin.

Das Erscheinungsbild des vermutlich in eine kleinformatige Statue eingesetzten Kopfes war in der Antike jedoch sehr verschieden vom heutigen Eindruck, denn das verwendete Eibenholz wies ursprünglich eine orange-gelbe Färbung auf und hat sich im Lauf der Jahrhunderte dunkel verfärbt. Womit auch der Theorie, dass Teje eine Nubierin gewesen sei, die Grundlage entzogen ist, wurde doch als Beweis die dunkle Gesichtsfarbe des Berliner Köpfchens herangezogen. Neue Untersuchungen haben gezeigt, dass am Objekt noch zu Lebzeiten der Teje Änderungen vorgenommen wurden. Ursprünglich bedeckte eine aus Silberblech gehämmerte Haube den Kopf, von deren Scheitel sich zwei goldene Uräusschlangen auf die Stirn zogen. Die Bruchstellen der

Abb. 7: Abguss des Kopfes einer Figur des Echnaton. Ägyptisches Museum Berlin. Foto der Autorin.

Schlangenkörper sind heute noch zu sehen. Dann wurde dieser Kopfschmuck von einer Haube aus verklebten Leinenschichten überdeckt. Über den Grund dieser Änderung gehen die Meinungen unter Fachleuten auseinander. Wahrscheinlich geschah die Verhüllung der Silberhaube nach dem Tod Amenophis' III., als Teje ihre Stellung als Königin Ägyptens an Nofretete abgeben musste und sie ihren politischen Rang in einen kultisch-religiösen Status überführte und zu diesem Zweck die Kopfbedeckung der Göttin Hathor aufsetzte. Der Befestigungszapfen dieser Götterkrone hat sich auf dem Scheitel erhalten. Die Krone jedoch galt als verschollen, bis sie unlängst im Magazin des Berliner Museums gefunden und wiederum auf den Kopf der Teje gesetzt wurde, so dass dieses aussergewöhnliche Exponat heute wiederum in seinem vollständigen Zustand bewundert werden kann.

Die Zeit der grossen Ausgrabungen

Mit den grossen Ausgrabungen des Berliner Museums, die von 1898 bis 1914 stattfanden, sind zwei Namen eng verknüpft: James Simon (1851 – 1932), Kaufmann und Begründer der Deutschen Orient-Gesellschaft, stellte beträchtliche finanzielle Mittel zur Verfügung. Spürsinn und Geschick Ludwig Borchardts (1863 – 1938), erfolgreichster deutscher Ausgräber im Nilland, verhalfen dem Ägyptischen Museum zu einer weltweit führenden Sammlung von Amarna-Kunst.
Angesichts der immer umfangreicheren und besser organisierten britischen und französischen Ausgrabungstätigkeiten erkannte Berlin die Notwendigkeit eigener wissenschaftlichen Aktivitäten in Ägypten. Ab 1899 wurde deshalb ein wissenschaftlicher Attaché in Kairo stationiert, der in allen für die Ägyptologie wichtigen Belange der Berliner Akademie der Wissenschaften Bericht erstatten musste. 1907 wurde das „Kaiserlich Deutsche Institut für Ägyptische Altertumskunde" gegründet, als dessen Direktor Borchardt eingesetzt wurde. Dieser war damals in Kairo kein Unbekannter. Seit 1895 hatte er dem Berliner Museum als Ankaufsvermittler in Ägypten gedient, wo er auch für den „Service des Antiquités" tätig war. Von 1898 bis 1901 war Borchardt erstmals an einer Grabung des Berliner Ägyptischen Museums beteiligt, die im zwischen Giza und Sakkara gelegenen Abusir stattfand. Als dem Museum für weitere Grabungen das Geld fehlte, stellte James Simon weitere Mittel zur Verfügung und Borchardt konnte nun als Leiter der Mission in den Jahren 1902 – 1904 und 1907-1908 die Grabungen in Abusir fortsetzen. Höhepunkt bildete die Freilegung der Reste des Tempels des Sahure im Jahr 1907. Die aus Rosengranit gearbeiteten Säulen mit Palmkapitellen wurden zur Hälfte nach Berlin transportiert, wo sie aber wegen ihrer Grösse und den widrigen Zeitumständen erst 1989 (!) im Ägypten Museum in Charlottenburg aufgestellt werden konnten.

Noch während der Grabung in Abusir richtete Borchardt sein Augenmerk auf die Stadt Echnatons Tell el-Amarna. Der englische Archäologe Flinders Petrie hatte dort in den 1890er Jahren bereits eine erste vielversprechende Grabung unternommen. Seit 1906 waren immer wieder Objekte aus Amarna im Kunsthandel aufgetaucht, was darauf hindeutete, dass Grabräuber eine Entdeckung gelungen war. Franzosen und Amerikaner bemühten sich deshalb um eine Grabungslizenz für dieses Gebiet. Über seine vielfältigen ausgezeichneten Beziehungen zur ägyptischen Antikenverwaltung gelang es Borchardt jedoch, die Ausgrabungen in Amarna für die Deutschen zu sichern. Dies erwies sich für das Berliner Museum als der archäologische Volltreffer schlechthin. Die Zusammenarbeit von Borchardt und Simon, der die Grabungen wiederum finanzierte, bescherte Berlin einzigartige, ja sensationelle Funde und liessen die ägyptische Sammlung Berlin zu einer der bedeutendsten der Welt werden!

Nach dem Tod Echnatons war die Stadt Amarna überstürzt verlassen und seither nie mehr besiedelt worden. So bot sich hier die einmalige Möglichkeit, ägyptische Wohnhäuser auszugraben und einen Einblick ins altägyptische Privatleben zu erhalten. Nachdem rund 80 Wohnhäuser freigelegt worden waren, stiess die deutsche Mission im Winter 1911/12 auf ein erstes Bildhaueratelier mit Porträts der Familie des Echnaton. Der Winter 1912/13 brachte schliesslich die spektakulärste Entdeckung, nämlich das Atelier des Bildhauers Thutmose. Am 6. Dezember 1912 stiess man hier auf ein Depot mit erstklassigen Steinköpfen, darunter die inzwischen weltberühmte Büste der Königin Nofretete.

Es ist absolut unüblich, dass sich Künstlernamen aus dem Alten Ägypten überliefert haben, arbeiteten diese doch im Auftrag des Königshauses nach jeweils verbindlich festgelegten und vorgegebenen Konventionen und Regeln. „Freie" Künstler hat es im Alten Ägypten nicht gegeben, sondern sie gehörten zusammen mit den Handwerkern zur Schar der Beamten. Oberstes Gebot war, dass das jeweilige Werk die Ansprüche des Königs erfüllte und dieser damit zufrieden war. Der Name des Künstlers spielte dabei keine Rolle, so dass die Arbeiten auch nie mit der Unterschrift des Künstlers versehen sind. Thutmose ist also einer der ganz grossen Ausnahmen, denn sein Name ist uns auf einem Pferdegeschirr überliefert, das in seiner Wohnanlage gefunden wurde. Dieser Fund sowie die Grösse des Wohnhauses, das mehrere Höfe, Gebäude und Empfangsräume aufwies, zeigen, dass Thutmose zur obersten Beamtenelite gehörte, verfügte doch nur sie über Pferde und Streitwagen.

Die Werkstatt des Thutmose scheint auf die Produktion von Köpfen und Körperteilen, wie Arme, Füsse und Hände, spezialisiert gewesen zu sein. Dass sich in den Ateliers noch recht viele Modelle und Statuenteile der Königsfamilie befanden, lässt darauf schliessen, dass sie bei der Aufgabe der Stadt zurückgelassen wurden, da man sie offensichtlich nicht mehr benötigte. Rund 50 Objekte aus Quarzit (silifizierter Sandstein), Kalkstein und Gipsstuck wurden im Atelier des Thutmose gefunden. Darunter befanden sich 23 Köpfe, die zu den bemerkenswertesten Bildnissen überhaupt gehören. Einmalig in der ägyptischen Kunstgeschichte sind die Porträtköpfe aus Gips, bei denen es sich um Abgüsse von aus Ton modellierten oder aus Stein und Holz gearbeiteten Köpfen handelt (Abb. 7). Wahrscheinlich sind sie vom Bildhauer beim Prozess der Herstellung einer Statue gemacht worden und sollten als Vorlage für weitere Arbeiten dienen. Vorstellbar wäre auch, dass diese Gipsköpfe für den Auftraggeber den jeweiligen Arbeitsstand dokumentieren sollten. Es würde sich also dabei um eigentliche Arbeitsstücke handeln, die teilweise noch nicht verfremdet und idealisiert sind, um den altägyptischen Konventionen zu entsprechen. Diese Porträtstudien mit ihrer hohen Expressivität sind einmalig.

Ebenso bemerkenswert sind die aus Quarzit gearbeiteten Prinzessinnenköpfe, die mittels eines Zapfens am Hals auf einen Körper aus Hartgestein aufgesetzt werden sollten (Abb. 8). Der weit nach hinten ausladende Schädel, der wohl die Kopfform eines Kleinkindes imitiert, ist dabei als Sinnbild für neues entstehendes Leben zu verstehen, das vom Sonnengott Aton schon im Mutterleib umsorgt und beschützt wird. Meisterhaft sind die Knochenstruktur des Kopfes, die mandelförmigen Augen, deren Einlagen noch fehlen, und die vollen Lippen in Stein modelliert. Obschon fast fertig, wurden die im Atelier aufgefundenen Köpfe in Amarna zurückgelassen, als die Stadt aufgegeben wurde. Bildnisse der Herrscherfamilie Echnatons waren nach dessen Tod wohl nicht mehr gefragt.

Abb. 8: Kopf einer Amarna-Prinzessin. Ägyptisches Museum Berlin. Foto der Autorin.

Die Büste der schönen Nofretete: Beschreiben nützt nichts – ansehen!

Die Büste der Königin Nofretete ist das Schmuckstück des Ägyptischen Museums Berlin und gilt als bekanntestes Kunstwerk des alten Ägypten überhaupt. Sie wurde von Ludwig Borchardt am 6. Dezember 1912 im Depot des Bildhauerateliers von Thutmose in Tell el-Amarna gefunden (Abb. 9). Borchardt beschreibt in seinem 1925 erschienen Buch die Fundumstände folgendermassen (die Kommentare in Klammern stammen von der Autorin):

Abb. 9: Präsentation der Nofretete-Büste am Fundort, 6. Dezember 1912. Aus „Das Ägyptische Museum“.

„Als ich am 6. Dezember 1912 bald nach der Mittagspause eiligst nach Haus P 47,2 (das Grabungsfeld war in Planquadrate eingeteilt) gerufen worden war, fand ich in dem Raume 19 bereits die soeben zum Vorschein gekommenen Bruchstücke einer lebensgrossen farbigen Büste Amenophis' IV (Echnatons) vor. Indem wir uns durch den nur etwa 1,10 m hoch liegenden Schutt allmählich gegen die Ostwand von Raum 19 vorarbeiteten, kamen weitere Stücke von hohem Kunstwert heraus. Dann wurde wenig vor der Ostwand etwa in Kniehöhe vor uns zuerst nur ein fleischfarbener Nacken mit aufgemalten roten Bändern bloss. „Lebensgrosse bunte Büste der Königin“ wurde angesagt und niedergeschrieben, die Hacke beiseite gelegt und mit den Händen behutsam weitergearbeitet. Die nächsten Minuten bestätigten das Angesagte, über dem Nacken kam der untere Teil der Büste, unter ihm die Hinterseite der Königinnenperücke (sog. Helmkrone) zum Vorschein. Bis das neue Stück ganz vom Schutt befreit war, dauerte es allerdings noch einige Zeit, da zuerst ein nördlich dicht anliegender Porträtkopf des Königs vorsichtig geborgen werden musste. Dann wurde die bunte Büste erst herausgehoben, und wir hatten das lebensvollste ägyptische Kunstwerk in Händen. Es war fast vollständig, nur die Ohren waren bestossen und im linken Auge fehlte die Einlage. Der Schutt, auch der schon hinausgeschaffte, wurde sogleich durchsucht, zum Teil durchsiebt. Es fanden sich noch einige Bruchstücke der Ohren, die Augeneinlage nicht. Erst viel später sah ich, dass sie nie vorhanden gewesen ist“. In sein Grabungstagebuch vermerkte Borchardt: „Arbeit ganz hervorragend. Beschreiben nützt nichts, - ansehen!“ (Abb. 10).

Verständlicherweise wollte man die Büste unbedingt für Berlin gewinnen. Nachdem im Jahr zuvor die erste Teilung der Amarna - Funde für Berlin sehr günstig ausgefallen war, hatte der ägyptische Antikendienst wegen seiner Grosszügigkeit schwere Kritik einstecken müssen und war nun bemüht, Härte zu demonstrieren. Der Teilungskommissar hatte denn auch ein Schreiben des Kairoer Museumsdirektor Maspero in der Tasche, das eine Fundteilung „à moitié exacte“ vorschrieb. Borchardt seinerseits hatte sich über die Fundteilung auch Gedanken gemacht und den zweiten wichtigsten Fund der Saison in die Wagschale geworfen: Auf der von ihm vorgeschlagenen Teilungsliste ganz oben war gegenüber der Königinnenbüste ein farbiger Altar mit der Abbildung der Familie des Echnaton platziert – ein Hausaltar wie dieser fehlte dem Ägyptischen Museum Kairo in seiner Amarna - Sammlung noch. Nachdem der Teilungskommissar die in offenen Kisten liegenden Fundstücke geprüft und dabei laut Grabungstagebuch „die Stücke aus hartem Gestein besonders genau besichtigt“ hatte, war er mit dem Vorschlag von Borchardt einverstanden. Auch Maspero gab sein Einverständnis und unterzeichnete die Teilungsliste, auf der vermerkt war, dass die Büste nach Berlin, der Hausaltar jedoch in Ägypten verbleiben sollte. In Berlin angekommen wurde die Königinnenbüste zuerst im Domizil von James Simon, der die Grabungen finanziert hatte und deshalb eigentlicher Eigentümer der Fundstücke war, aufgestellt. 1920 schenkte Simon die Büste den Staatlichen Museen.

Schon als Nofretete im März 1924 erstmals an die Öffentlichkeit trat, wurden Stimmen laut, die verlangten, dass das Exponat an Ägypten zurück zu geben sei. Deutschland war nach dem verlorenen 1. Weltkrieg politisch geschwächt und der neue Direktor des Museums in Kairo, der Franzose Pierre Lacau, den Deutschen nicht sonderlich zugetan. Er war es auch, der erstmals davon sprach, dass der wahre Wert der Büste seinerzeit verkannt worden sei und eine Rückgabe aus moralischen Gründen forderte. Die daraufhin aufgenommenen Verhandlungen über einen Rücktausch gegen andere Kunstobjekte führten jedoch zu keiner Einigung und wurden 1930 abgebrochen. Unter den Nationalsozialisten wurde die Diskussion um die schöne Nofretete neu entfacht. Als Mittel, um aussenpolitischen Einfluss auf Ägypten zu gewinnen und engere Verbindungen an den Nil zu knüpfen, machten sich v.a. Göring und Goebbels für eine Rückführung stark. 1934 erhob jedoch Hitler dagegen Einspruch und ordnete an, dass Nofretete in Deutschland zu bleiben habe.

Seither sind immer wieder Forderungen nach einer Rückgabe der Büste laut geworden. Die jüngste, mit wenig Fingerspitzengefühl vorgetragene Initiative ging vom Leiter der Ägyptischen Antikenverwaltung Zahi Hawass aus. Da der Teilungsvertrag mit der Unterschrift Masperos juristisch nicht anfechtbar ist, werden andere Gründe, wie etwa politische Korrektheit und Wiedergutmachung für in der Kolonialzeit begangene Fehler, angeführt. Die meisten Bemühungen, die „schönste Berlinerin“ wieder nach Hause zu schicken, dienen jedoch vorwiegend der politisch-kulturellen Effekthascherei.

Die Büste der Königin Nofretete, Gattin von Echnaton (1353 – 1336 v.Chr.), ist aus Kalkstein gearbeitet, mit Gipsstuck überzogen und bemalt. Unterhalb der Halspartie bricht das 48 cm hohe Stück ab; auch die Schultern sind nicht fertiggestellt. Das rechte Auge ist mit Kristall eingelegt, die Einlage im linken Auge jedoch fehlt.
Nofretete trägt eine hohe, nach oben hin breiter werdende Krone. Diese auch Helmkrone genannte Kopfbedeckung ist in der ägyptischen Kunst ausschliesslich Nofretete vorbehalten. Über der Stirn erhebt sich eine plastisch geformte Uräusschlange, deren Leib sich über die Krone zieht. Die Modellbüste ist vollkommen symmetrisch konstruiert. Die Mitte des Kinns, des Mundes und der Nase sowie der aufgerichtete vordere Körperteil der Schlange (heute nicht mehr ganz vorhanden) befinden sich auf einer vertikalen Achse. Dieser strenge Aufbau lässt vernuten, dass es sich bei der Büste um eine Vorlage für weitere Köpfe der Königin handelt. Darauf lässt auch das nicht eingearbeitete linke Auge schliessen, das womöglich bewusst in unfertigem Zustand belassen wurde, um die verschiedenen Arbeitsschritte bei der Bearbeitung und Fertigstellung der Augen zu demonstrieren.

Abb. 10:
Die Büste der Nofretete mit der hohen Helmkrone. Ägyptisches Museum Berlin. Foto der Autorin.

Der Kopf der Büste liegt auf einem langen Hals, der sich leicht nach vorne neigt und dem Bildnis einen Ausdruck von Lebendigkeit und Vorwärtsgehen verbunden mit Leichtigkeit und Grazie wiedergibt, der durch die fliegenden, bis auf den Nacken reichenden Bänder noch akzentuiert wird (Abb. 11). Der nach vorne reichende Hals wird von der hohen, sich nach hinten ziehenden Helmkrone, die sozusagen als Gegengewicht fungiert, elegant ausbalanciert. Das Stilmittel eines überlang dargestellten Halses wird vom ägyptischen Künstler üblicherweise in der Malerei und auf Reliefs als Merkmal besonders aktiver Personen verwendet.

Tausendmal ist die weltberühmte Büste wohl schon beschrieben worden. Dietrich Wildung, bisheriger Leiter des Ägyptischen Museums in Charlottenburg, führt ihre Beliebtheit auf das in den zwanziger Jahren herrschende Ideal einer herben, kühlen Weiblichkeit zurück, dem Nofretete entsprach und für das sie alsbald zum „antik vorgeprägten Symbol“ wurde – bis heute millionenfach kopiert und wiederholt und mittlerweile auch zum simplen Werbeträger verkommen. Doch jeder der jährlich 500’000 Besucher auf Schloss Charlottenburg, der für einen Moment vor dem Bildnis innehielt, liess sich von der kühlen Strenge, der zeitlosen klassischen Schönheit, den ebenmässigen Gesichtszügen und dem leichten, erhabenen Lächeln faszinieren. Wer vermag schon, nach Jahrtausenden noch auf so königliche Art gelassen und heiter in die Zukunft zu blicken?

Abb. 11: Die Büste der Nofretete von hinten betrachtet mit den bis in den Nacken reichenden Bändern. Ägyptisches Museum Berlin. Foto der Autorin.

Kriegs- und Nachkriegszeit hinterlassen tiefe Wunden

Bis 1939 gehörte das Ägyptische Museum Berlin zu den weltweit führenden Sammlungen ägyptischer Kunst. Dann brachen die dunklen Schatten jener Zeit auch über die Museen Berlins herein. Die 40ger Jahre des letzten Jahrhunderts waren in Deutschland von Krieg und Nachkriegszeit sowie von einer in politische Blöcke zerrissenen Welt gekennzeichnet, deren Gegensätze kaum irgendwo sonst so unvermittelt und hart aufeinander prallten wie in Berlin. Rudolf Anthes, dem damaligen Direktor des Ägyptischen Museums, oblag es, eine Sichtung der besonders wichtigen Stücke, die in Sicherheit gebracht werden mussten, vorzunehmen. Die wertvollsten Kunstwerke wurden in mehreren Flakbunkern untergebracht.
Die tonnenschweren Statuen allerdings mussten im Museum ausharren und wurden dort mit Schutzmauern versehen. Während des Bombenkrieges wurde das Neue Museum jedoch schwer getroffen. Was nicht verbrannte, wurde unter den Trümmern begraben (Abb. 12). Auch den ausgelagerten Objekten erging es nicht viel besser. Viele der Kunstgutlager wurden bei Kampfhandlungen zerstört. Der grösste kriegsbedingte Verlust ereignete sich in den letzten Kriegswochen, als ein im Schloss Sophienhof in Mecklenburg angelegtes Depot in Flammen aufging. Fast 100 Kisten mit Kleinkunst, über 500 Steinobjekte sowie der grösste Teil der Holzsärge und Mumienhüllen wurden vernichtet. Unter ihnen befanden sich auch viele Stücke, die zu den ältesten der Sammlung gehört hatten und von General von Minutoli aus Ägypten nach Berlin gebracht worden waren.
Trotz der hohen und schweren Verluste konnte der grössere Teil der Sammlung gerettet werden. Noch im April 1945 war etwa ein Drittel der Bestände des Museums aus dem Zoo-Bunker wieder entfernt und Richtung Westen transportiert worden. Ein Teil der Objekte – unter ihnen die Büste der Nofretete - wurde von amerikanischen Truppen sichergestellt. General Eisenhower persönlich stattete der schönen Königin einen Besuch ab und liess die Stücke in den „Central Art Collecting Point“ nach Wiesbaden überführen. Der andere Teil fiel in britische Hände. Diese Objekte, die in die Obhut der westlichen Alliierten gelangt waren, wurden in den Jahren 1953-56 nach West-Berlin zurückgebracht. Zwei Drittel der Bestände des Ägyptischen Museums fielen jedoch der sowjetischen Armee in die Hände und wurden zur „Sicherheitsverwahrung“ in die Sowjetunion transportiert, im Jahr 1958 dann aber an die DDR zurückgegeben. Diese Objekte fanden nach ihrer Rückführung ihren Platz wieder auf der Museumsinsel, die im östlichen Sektor lag.

Die Teilung der Stadt hat die Museen Berlins - wie auch alle anderen Lebensbereiche - direkt getroffen. Schon die Evakuierung eines grossen Teils der Kunstschätze seit Beginn des Zweiten Weltkrieges hatte der normalen Arbeit der Museen ein abruptes Ende bereitet. Die Zerstörung und vollkommen willkürliche Trennung der Bestände machte die Situation noch schlimmer. Die folgenden 30 Jahre politisch verordneter Kontaktsperre und die völlig beliebige Zerteilung der Museen liessen aus einstmal blühenden, weltbekannten Institutionen Zweigstellen ohne Zentrale werden, die mit provisorischen Ausstellungs- und Magazinräumen vorliebnehmen mussten, da ihre alten Häuser zerstört waren. Als Staatliche Museen zu Berlin unterstanden sie im Ostteil der Stadt dem Kulturministerium der DDR und waren „behütete Orchideen

zur Schmückung eines schmucklosen Regimes“. Im Westteil wurden sie als Interimslösung der Stiftung Preussischer Kulturbesitz unterstellt. Die Situation nahm groteske Züge an: Politisch gesehen existierte der andere Teil des Museums, also des früheren Ganzen, ja überhaupt nicht, und so entwickelten sich eigenständige Organismen mit verschiedenen Arbeitsmöglichkeiten und ganz unterschiedlicher finanzieller Ausstattung, zwischen denen es drei Jahrzehnte lang offiziell keinerlei Austausch auf wissenschaftlicher und administrativer Ebene geben durfte. Auf privater Ebene jedoch gelang es unter persönlichen Opfern von beiden Seiten den Kontakt illegal aufrechtzuerhalten.
Nur wenige Berlin-Besucher haben in diesen Jahrzehnten der Widrigkeiten die Gesamtheit der Berliner Museumslandschaft angeschaut. Zu umständlich und hoch war der Aufwand, um für einen Museumsbesuch vom Westen in den Osten zu gelangen. Den Berlinern und Bewohnern der DDR war selbst diese Möglichkeit getrennter Besuche verwehrt.

Da die Museumsinsel im Ostsektor von Berlin lag, wurden die ägyptischen Objekte nach ihrer Rückkehr aus der Sowjetunion ab 1959 wieder an ihrem traditionellen Standort gezeigt. Die im Westteil Berlins verbliebenen Objekte waren jedoch heimatlos geworden. Erst in den 1960er Jahren wurde wieder an den Aufbau eines Ägyptischen Museums in diesem Teil der Stadt gedacht. Der neue Direktor Werner Kaiser musste sich zuerst ans Auspacken der Kisten machen. Als Ausstellungsort wählte man eine gegenüber dem Schloss Charlottenburg gelegene Kaserne, die ehemals als Unterkunft der königlichen Leibwache gedient hatte und seit den 20er Jahren als Polizeistation genutzt wurde. Kaiser und sein Nachfolger Jürgen Settgast waren in der Folgezeit bemüht, die durch die Trennung der Sammlung entstandenen Lücken so gut wie möglich durch Neuerwerbungen zu schliessen. Die spektakulärste Erwerbung der Nachkriegszeit jedoch kam auf ganz ungewöhnlichen Wegen nach West-Berlin.

Ein ägyptisches Tempeltor als Symbol der Freundschaft

Als 1960 der ägyptische Präsident Gamal Abdel Nasser mit sowjetischer Hilfe den grossen Staudamm von Assuan zu bauen begann, erliess die UNESCO einen weltweiten Hilferuf zur Rettung der von der Überflutung bedrohten Kulturgütern. Wie zahlreiche andere Länder sagte auch die Bundesrepublik Deutschland ihre Beteiligung an gigantischen Rettungsmassnahmen zu. Das Deutsche Archäologische Institut in Kairo übernahm die Leitung der Versetzung des Tempels von Kalabscha. Bei der Demontage der fast vollständigen erhaltenen Anlage machten die Archäologen 1962 einen überraschenden Fund: Im Tempel verbaut befanden sich als „Füllsel“ mit farbigen Reliefs versehene Blöcke, die Bestandteil eines älteren Gebäude gewesen sein mussten. Im mittlerweile schon überfluteten Fundament des Tempels vermutete man noch weitere Blöcke. Nun setzte ein dramatischer Wettlauf mit der Zeit ein, denn die Fundamente würden nur noch

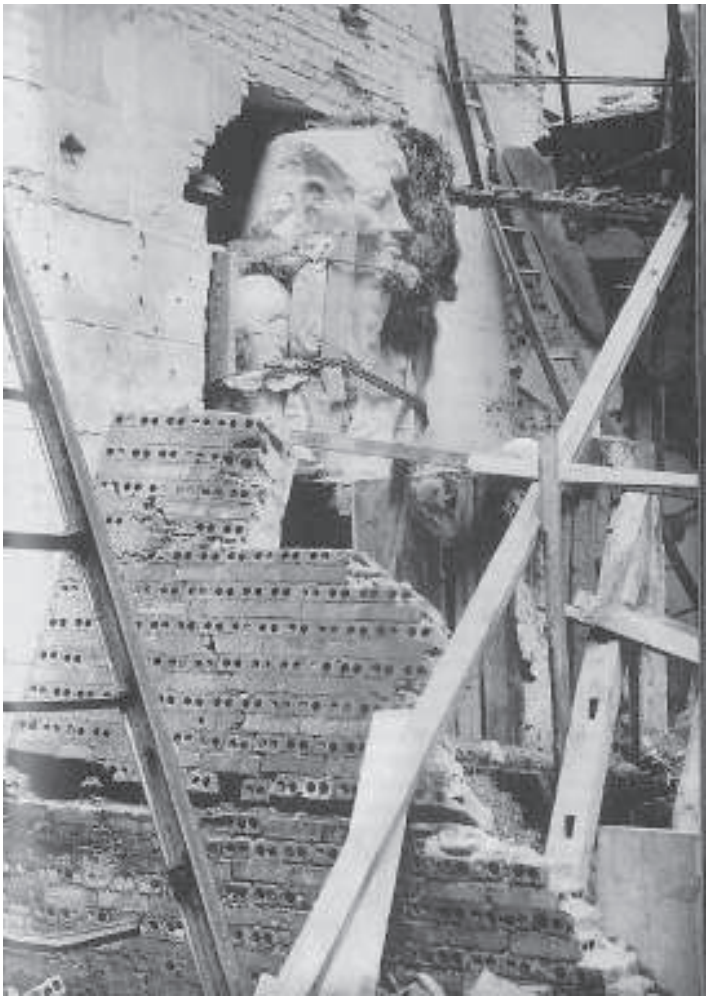

Abb. 12: Die Statue des Königs Eje in den Trümmern des Neuen Museums um 1950. Aus „Das Ägyptische Museum“.

einmal, im Sommer 1963, wieder frei werden und Gelegenheit bieten, nach weiteren verborgenen Steinen des älteren Bauwerkes zu suchen. Den Archäologen gelang es schliesslich, bevor die Wassermassen alles endgültig zudeckten, rund 250 Blöcke zu bergen. Nun ging es darum, das Puzzle zusammen zu setzen, denn niemand wusste, um was für einen Bau es sich handelte. Die Überraschung war gross, als sich gleich zwei Bauten aus den Blöcken zusammenfügen liessen: eine kleine Kapelle und ein Tempeltor – das Tor von Kalabscha (Abb. 13).

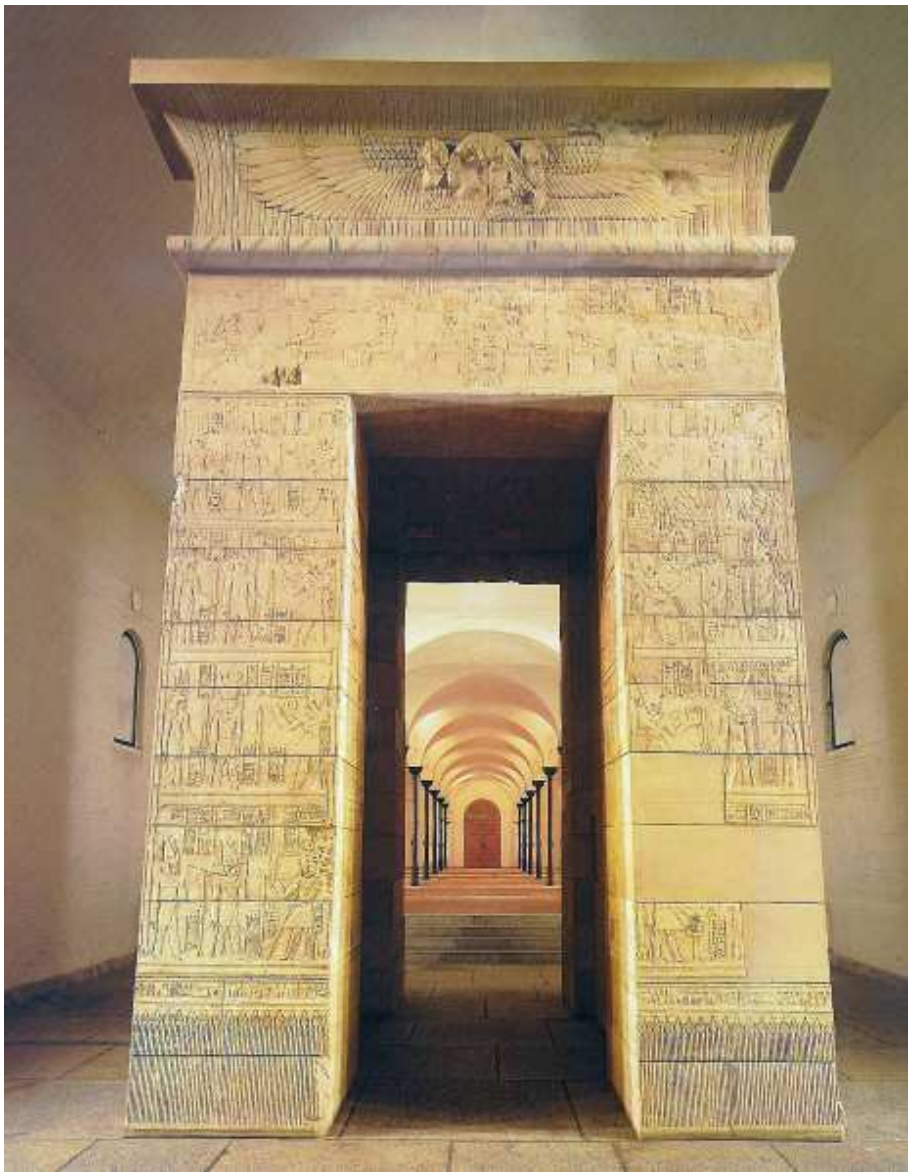

Abb. 13: Das Tempeltor von Kalabscha. Aus „Ägytische Kunst in Berlin“.

Von deutscher Seite hatte man an diesem Tor natürlich grosses Interesse und hoffte, dass Ägypten es als Gegengabe für die Rettung des Kalabscha-Tempels Deutschland überlassen würde. Doch vorerst kam es 1965 zwischen beiden Ländern zum Bruch der diplomatischen Beziehungen, die erst 1973 wieder aufgenommen wurden. Als Geste der wieder gefundenen Freundschaft zwischen Deutschland und Ägypten wurde das Tor 1976 vom Präsidenten der Ägyptischen Antikenverwaltung offiziell übergeben.

Das Tor von Kalabscha wurde unter Augustus erbaut, der im Jahr 30 v. Chr. nach dem Selbstmord Kleopatras Ägypten dem Römischen Reich einverleibte. Der römische Herrscher tritt in den Darstellungen als Pharao auf, der ägyptischen Göttern Opfer darbringt. In den Inschriften jedoch kommt die grosse Verunsicherung der Priester deutlich zum Ausdruck, wird doch Augustus in den Kartuschen nicht mit Namen genannt, sondern als „Römer“ und „Kaiser“ bezeichnet. Vor allem ersteres galt dabei eher als Schimpfwort, bedeutete es doch für die Ägypter „Ausländer, Barbar“. Nach altägyptischem Weltbild war ja ein Pharao, der das Land den Göttern gegenüber vertritt, unbedingt notwendig. Aber kann ein Ausländer, der Ägypten erobert hat und es nun als Kornkammer Roms ausbeutet, als legitimer Herrscher gelten und sich in die Ahnenreihe so berühmter Könige wie Ramses und Alexander eingliedern? Augustus hat zwar nachweislich das Grabmal Alexanders des Grossen besucht und auch dessen Mumie berührt. Jedoch weigerte er sich, dem Apis ein Opfer zu bringen.

Deutlich wird, dass die Priester in den ersten zehn Regierungsjahren des Augustus einen Wandel vollziehen: Das auf Ägypten zentrierte Weltbild (Ägypten als Nabel der Welt) wird aufgegeben und ausländische Namen (Romaios/Römer) und Titel (Caesar/Kaiser) werden in die Königsideologie aufgenommen. Dies geschah wohl nicht freiwillig, sondern war eine Anpassung an die politische Situation: Ägypten war nicht mehr Mittelpunkt der damaligen Welt. Sogar der Pharao residierte nun nicht mehr im Land selbst, sondern in der fernen Hauptstadt Rom. Dieses Eingeständnis führte zu kuriosen Mischformen in der Königstitulatur, wie dieses Beispiel auf dem Tor von Kalabscha verdeutlicht:

„Sohn des Re, Herr beider Länder: Römer. König von Ober- und Unterägypten, Herr der Kronen: Kaiser, Sohn des Gottes“. Eine weitere Änderung jener Zeit ist interessant: Wurden unter den Ptolemäern die Königinnen immer prominent mit ihren Gatten zusammen abgebildet, so erscheint ab Augustus der Herrscher nunmehr allein vor den Göttern. Die Frau als Begleiterin und Unterstützerin des Herrschers fällt der politischen Situation zum Opfer und erscheint in der Ikonographie nicht mehr.

Verwendete Literatur:

Johannes Althoff. Das Ägyptische Museum. Berlin Edition 1998.

Dietrich Wildung. Ägyptische Kunst in Berlin – Meisterwerke im Bodemuseum und in Charlottenburg. Verlag Philipp von Zabern 1999.

Gutgehütete Geheimnisse in Schweizer Museen – Särge, Mumien und Masken aus Ägypten

Nachdem in der letzten Ausgabe der „Nile Times“ eine kurze Einführung zum „Schweizer Sarg- und Mumienprojekt“ gegeben wurde, sollen im vorliegenden Artikel die Vorgeschichte des Projektes und die durchgeführten wissenschaftlichen Arbeiten vorgestellt sowie einige aktuelle Forschungsergebnisse zusammengefasst werden.

Vergessene Objekte in Schweizer Museen

Bei ihrer Arbeit in verschiedenen Schweizer Museen stiessen die Autorin und ihre Kollegin, beide Ägyptologinnen, immer wieder auf bemerkenswerte, aussergewöhnliche und auch kuriose Objekte, die mehr oder weniger unbeachtet und scheinbar vergessen in den Vitrinen oder in den Depoträumen lagen (Abb. 14). Die vielen noch unveröffentlichten Kunstwerke machten deutlich, dass ägyptische Sammlungen in der Schweiz bisher keinen Schwerpunkt der Forschungsarbeit von (Schweizer) ÄgyptologInnen gebildet haben. Wohl gab es einige Versuche, die Fülle ägyptischer Kunstwerke in helvetischen Sammlungen zu erfassen. So bemühte sich das Ägyptologische Seminar der Universität Basel bereits in den 70er Jahren, die verstreuten Aegyptiaca der Schweiz zu erfassen und zu bearbeiten. Dies führte 1978 zur Ausstellung „Geschenk des Nils“, die in verschiedenen Schweizer Städten gezeigt wurde. Von den über dreissig Sammlungen der Kantone und Städte jedoch waren nur sieben mit Objekten in der Ausstellung vertreten. Weitaus die Mehrzahl der Exponate stammte aus Schweizer Privatsammlungen. Die Ausstellung machte es dennoch erstmals möglich, „der Öffentlichkeit zumindest eine Ahnung davon zu vermitteln, was an verborgenen Schätzen der Pharaonen in unserem Land zu finden ist“, so Professor Erik Hornung in seinem Vorwort zum Ausstellungskatalog. Die Idee, ägyptische Schätze aus Schweizer Privatbesitz zu zeigen, wurde 1997 vom Basler Antikenmuseum mit grossem Erfolg in der Sonderausstellung „Augenblicke der Ewigkeit“ wieder aufgenommen, wobei die ägyptischen Objekte in Museumssammlungen auch hier nur am Rande thematisiert wurden. Erik Hornung hatte schon 1978 in der oben erwähnten Publikation die Situation in der Schweiz treffend zusammengefasst und den Umstand betont, dass „über alle Kantone verstreut und oft vom Verfall bedroht, diese Zeugen einer grossen kunstgeschichtlichen Blütezeit darauf warten, einen gesicherten und bleibenden Platz zu erhalten – in einem Land, das unter zahllosen Museen, auch für die ausgefallensten Zwecke, bisher noch keines für orientalische Kunst besitzt“. Diese Einschätzung trifft 25 Jahre später immer noch zu.

Abb. 14: Bislang unpublizierter Sarg im Depot des Musée Historique du Vieux-Vevey. Foto der Autorin

In den letzten Jahren waren die Autorin und ihre Kollegin in mehreren kleineren Museen tätig. Dabei ging es vorwiegend darum, mittels Ausstellungen und Vorträgen die ägyptischen Sammlungen und ihre Geschichte einem breiteren Publikum bekannt zu machen. Die Veranstaltungen stiessen immer wieder auf reges Interesse, was die beiden Ägyptologinnen schliesslich auf die Idee brachte, die „schönsten“ und interessantesten altägyptischen Objekte einer wissenschaftlichen Untersuchung und Bearbeitung zu unterziehen mit dem Ziel einer Veröffentli-

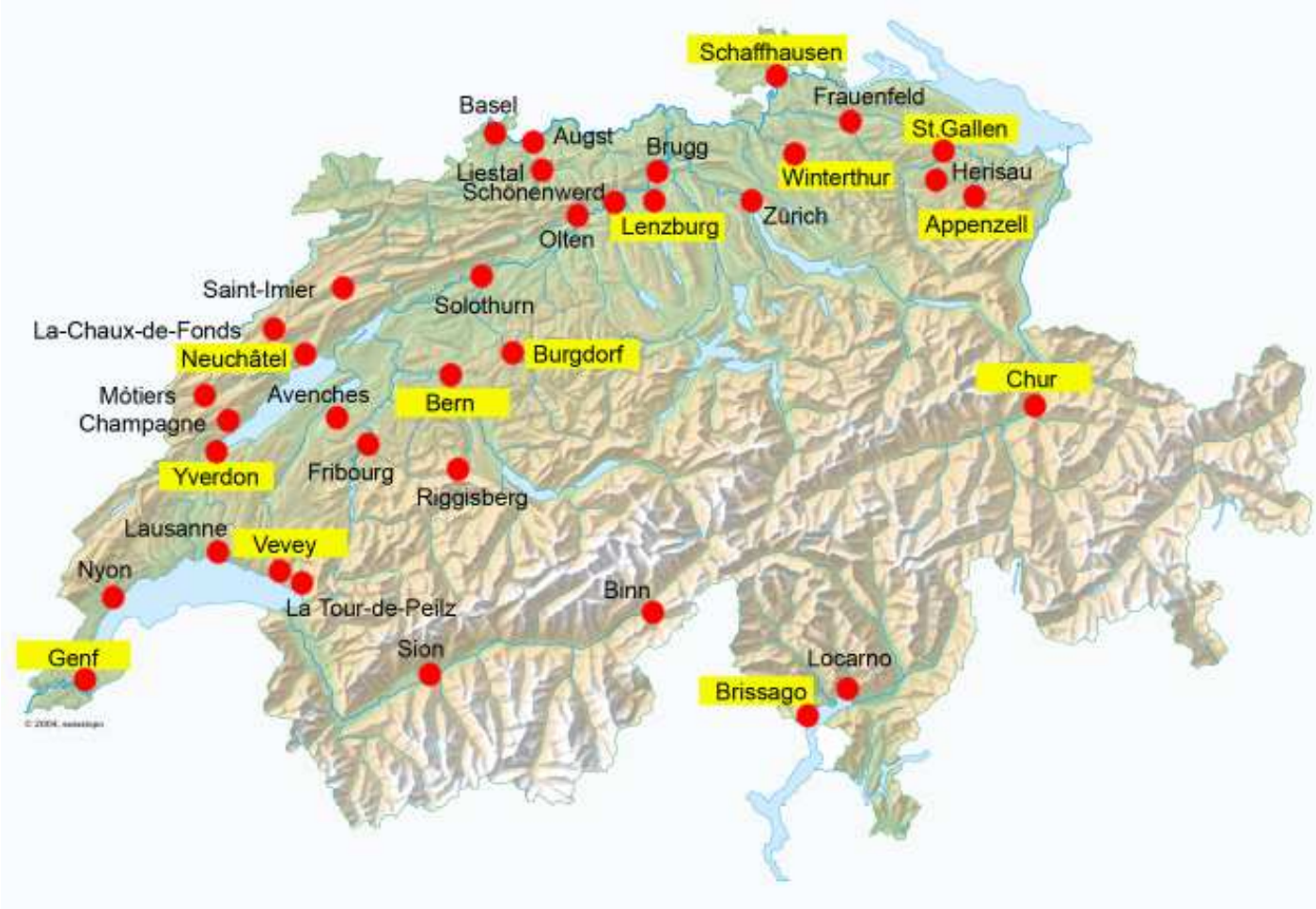

Abb. 15: Karte der Standorte von ägyptischen Sammlungen in der Schweiz. Gelb markiert sind die Standorte der am Schweizer Sarg- und Mumienprojekt beteiligten Museen.

chung. Als Grundlage diente die 1996 erschienene Broschüre der Genfer Ägyptologen Sandra Poggia und Jean-Luc Chappaz «Collections égyptiennes publiques de Suisse», in der erstmals alle Museumssammlungen zusammengefasst und mit einem kurzen Kommentar versehen wurden. Eine erste Durchsicht zeigte, dass ob der Fülle der Objekte eine Auswahl getroffen werden musste. Der Entscheid fiel auf Särge und die dazugehörigen Mumien sowie Sargfragmente und Mumienmasken, da diese für die BesucherInnen nach wie vor zu den beliebtesten und faszinierendsten Objektgattungen aus dem Alten Ägypten gehören. Nachdem für die medizinisch-anthropologischen Untersuchungen bewährte und erfahrene Mitstreiter (s. unten) gefunden worden waren, stand dem Unterfangen „Schweizer Sarg- und Mumienprojekt“ nichts mehr im Wege.

Die wissenschaftliche Bearbeitung und Untersuchung der Objekte

Das Projekt gliedert sich in zwei Bereiche, nämlich in eine ägyptologische Bearbeitung und in eine medizinische und anthropologische Untersuchung.

Die ägyptologische Bearbeitung der Särge und Sargteile sowie der Mumienmasken und Mumienabdeckungen wird durch die Ägyptologinnen Alexandra Küffer (lic.phil.I, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Historischen Museum Bern und am Museum für Völkerkunde Burgdorf) und Renate Siegmann (lic.phil. I., Lehrbeauftragte an der Universität Zürich) durchgeführt und umfasst

- die Aufarbeitung der Geschichte der jeweiligen Sammlung als Ganzes sowie des Sarges/der Mumie im Speziellen (wie kam das Objekt in die Sammlung?).
- die umfassende Beschreibung und Erklärung der Darstellungen sowie eine Übersetzung der Texte.
- die zeitliche Einordnung und wenn möglich Herkunftsangabe (wo wurde das Objekt in Ägypten gefunden?).

Die medizinische und anthropologische Untersuchung der Mumien und Mumienteile wird von Dr. Thomas Böni (Orthopädische Universitätsklinik Balgrist in Zürich) und Dr. Frank J. Rühli (Anatomisches Institut Zürich) bestritten und besteht

- im Erstellen von Röntgenbildern und Computertomographien (Prof. Hodler, Radiologie, Universitätsklinik Balgrist in Zürich) sowie bei Bedarf in der Durchführung von weiterführenden Tests wie DNA- und chemischen Substanzanalysen.
- im Erkennen von Pathologien und anatomischen Normvarianten, von Geschlecht und Sterbealter sowie von postmortalen, z.B. bei der Einbalsamierung entstandenen Einwirkungen (wie Hirnentfernung durch die Nase).

Zusätzlich werden durch Dr. Georges Bonani vom Institut für Teilchenphysik an der Eidgenössischen Technischen Hochschule (ETH) Zürich bei Bedarf Altersbestimmungen des Sargmaterials und der Leinenbinden vorgenommen.

Am Projekt sind folgende Museen beteiligt (Abb. 15): Appenzell, Heimatmuseum Appenzell; Bern, Historisches Museum; Brissago, Gemeindehaus; Burgdorf, Museum für Völkerkunde; Chur, Rätisches Museum; Genève, Musée d'art et d'histoire; Lenzburg, Historisches Museum Aargau; Neuchâtel, Musée d'Ethnographie; Schaffhausen, Museum zu Allerheiligen; St. Gallen, Sammlung für Völkerkunde (Hist. Museum); St. Gallen, Stiftsbibliothek; Vevey, Musée Historique du Vieux-Vevey; Winterthur, Naturwissenschaftliche Sammlungen; Yverdon-les-Bains, Musée du Château.

Wie oben schon erwähnt ist es das Ziel des Schweizer Sarg- und Mumienprojektes, die Forschungsergebnisse in einer Publikation zusammenzufassen und einer breiten Öffentlichkeit vorzustellen. Damit soll einerseits ein interessiertes Publikum auf vergessene und verborgene ägyptische Schätze in öffentlichen Schweizer Sammlungen aufmerksam gemacht und vielleicht sogar zum Besuch der erwähnten Museen angeregt werden. Andererseits ist es das Anliegen der am Projekt beteiligten Personen, den in den Särgen Bestatteten (ob sie als Mumie erhalten oder uns nur durch die Inschriften auf dem Sarg bekannt sind) soweit als möglich ihre Identität und ihre Geschichte zurückzugeben und den LeserInnen dadurch einen Einblick in die altägyptische Welt der Jenseitsvorstellungen mit ihrer reichen Symbolik zu ermöglichen.

Knacknüsse für die ÄgyptologInnen

Bei der Bearbeitung von Objekten in Museen oder Sammlungen ist der Wissenschaftler oft mit etlichen Problemen und Schwierigkeiten konfrontiert. Die Mehrzahl der Objekte stammt nämlich aus gänzlich unbekanntem Fundkontext. Die Museumskärtchen und Eingangsbücher erwähnen nur in seltenen Fällen den ursprünglichen Herkunftsort und das Jahr der Entdeckung. Oft fehlen auch Angaben zu den Umständen der Erwerbung, beispielsweise wo das Objekt und zu welchem Preis es gekauft wurde. So findet sich in einigen Fällen als einziger Hinweis zu einem altägyptischen Objekt der Vermerk „Ägypten, Nordafrika". Für den Ägyptologen fast noch schlimmer sind indes ungenaue oder ganz falsche Angaben. Es scheint, dass die Händler - um ein Objekt für einen potentiellen Käufer interessanter und wertvoller zu machen – gerne zu einer Notlüge griffen und als Herkunft des jeweiligen Stückes die bedeutendsten Nekropolen oder Tempelanlagen, wie Theben oder Sakkara, angaben. Oftmals entdeckt der Ägyptologe die falsche Fährte nur durch einen Zufall und durch einen Glücksfall – häufig auch dank der Zusammenarbeit mit anderen Museen und Universitäten.

Abb. 16: Kopf einer Mumie mit Zähnen. Museum für Völkerkunde Burgdorf. Foto der Autorin.

Die fehlenden oder aber phantasievollen Angaben machen deutlich, dass noch bis in die 60er Jahre des letzten Jahrhunderts die Objekte unter dem Motto der „Ägyptomanie" erworben wurden und den genauen

Fundumständen keine vorrangige Bedeutung zukam. Das Exponat sollte vorwiegend als Attraktion und Kuriosität dienen und den Besucher verblüffen. Zusatzinformationen zum Fundkontext oder zur Symbolik des Objektes waren weniger gefragt. Heute haben sich die Anforderungen an ein Museum gewandelt und die Ansprüche der BesucherInnen sind höher gesteckt. Diese wollen auf unterhaltende und spannende Art und Weise zu einem Thema informiert werden stellen. Auch bei der Ausstellungsgestaltung sind differenziertere Kriterien massgebend. So sind beispielsweise die früher so begehrten Mumien nicht mehr selbstverständlicher Bestandteil jeder Ägyptenausstellung.

Abb. 17: Kopf einer Mumie mit Locken. Museum für Völkerkunde Burgdorf. Foto der Autorin.

Vom Umgang mit einstigen Publikumsmagneten

Eine Frage, die sich den MitarbeiterInnen des Projektes in diesem Zusammenhang stellte, war der Umgang mit einstigen Publikumsmagneten, die heute aufgrund ethisch-moralischer Überlegungen nicht mehr ausgestellt werden können. Dazu gehören vor allem Teile von menschlichen Mumien, wie Köpfe, Hände und Füsse.

Diese Erwerbungen widerspiegeln deutlich den damals herrschenden Zeitgeist der Ägyptomanie. 1923 erstand zum Beispiel das Völkerkundemuseum Burgdorf beim renommierten Berliner Antiquitätenhändler Arthur Speyer einen Mumienkopf mit gut erhaltenen Zähnen (Abb. 16), der „erst im Beisein des Konservators von Herrn Speyer in Berlin ausgewickelt wurde“, und eine vollständig ausgewickelte Krokodilsmumie mit einem Attest des Leipziger Ägyptologen Prof. Georg Steindorff, dass er das Tier 1895 östlich der Tempelanlage von Kom Ombo (Oberägypten) entdeckt habe. Beide Objekte kosteten das Museum Sfr. 150.-; dazu gab es als Geschenk noch eine „Mumienhand mit langem Daumennagel“. Dieses Kuriositätenkabinett wurde durch einen zweiten Kopf mit Locken und einer weiteren, halbausgewickelten Hand, die am Mittelfinger einen Ring mit Skarabäus trägt, ergänzt (Abb. 17). Ohne Zweifel gehörten diese Objekte damals zu den Höhepunkten der Ausstellung. Was aber lässt sich heute damit anfangen? Ohne Rücksicht auf die Würde der verstorbenen Personen wurden die Körper auseinander genommen und ihre Teile in alle Welt zerstreut. Sie lagern heute – ihrer Identität vollständig beraubt - weit von ihrem ursprünglichen Begräbnisplatz entfernt als vergessene und etwas peinliche Überbleibsel einer zu Ende gegangenen Epoche, in der für eine gruselige Sensation alles erlaubt war. Ist es möglich, diesen inzwischen ins Depot verbannten Objekten für den heutigen Besucher noch irgendein „Nutzen“ und eine interessante Information ab zu gewinnen, um ihrer weiten Reise doch noch irgendeinen Sinn zu geben?

Die perfekt erhaltene Zahnreihe eines der Burgdorfer Mumienköpfe brachte uns auf die Idee, beide Köpfe der Sammlung durch ein Team von Berner Zahnärzten einer Röntgenuntersuchung zu unterziehen. Die Frage, ob die Ägypter eine Zahnmedizin gekannt haben, ist zwar unter Wissenschaftlern noch umstritten. Am Zustand der Zähne lassen sich jedoch in günstigen Fällen einige Informationen zur jeweiligen Person gewinnen, z.B. zu ihrem Alter oder zu den Ursachen eventueller Zahnschmerzen. Bisherige Untersuchungen von Mumien haben gezeigt, dass die Zähne meist sehr stark abgerieben sind, vor allem durch den Sand, der beim Mahlen des Getreides in das Brotmehl gelangte. So darf man gespannt sein, was die zwei Köpfe des Museums für Völkerkunde Burgdorf an Zahn-Geheimnissen preisgeben werden.

Schicksal und Irrfahrt eines ägyptischen Sarges und seiner Mumie

Im Rahmen des Schweizer Sarg- und Mumienprojektes ist es nicht nur interessant zu versuchen, die Objekte in ihren ursprünglichen Fundkontext zu stellen, sondern auch besonders spannend, die Erwerbsumstände und das Schicksal der Stücke nach Verlassen ihres Heimatlandes

zu verfolgen. Die Bandbreite dessen, was den Särgen und Mumien bisweilen widerfahren ist, reicht von amüsant und kurios bis zu traurig und beschämend. Hier soll - stellvertretend für andere in der Schweiz befindlichen Särge - die Geschichte des Sarges und der Mumie von Gem-tu-es erzählt werden, die sich im Depot des Musée Historique du Vieux-Vevey befinden (Abb.18). Sarg und Mumie kamen im Jahr 1858 als Geschenk eines gewissen Gustave Burnat an sein Heimatstädtchen nach Vevey, das unweit von Montreux am Ufer des Lac Léman liegt. Der Sarg erlangte wohl einige lokale Berühmtheit, blieb jedoch von Ägyptologen vollkommen unbeachtet, bis im Jahr 1993 ein Student der Ägyptologie an der Universität Genf namens Jean-Claude Crottaz sich des Sarges annahm und seine Lizentiatsarbeit darüber verfasste. Die Studie mit dem Titel „Etude d'un sarcophage de la troisième période intermédiaire" umfasst stolze 218 Seiten und beweist, dass es über das Objekt allerhand zu sagen gibt. Die Arbeit wurde jedoch nie veröffentlicht, so dass der Sarg bis heute einem breiten Publikum nicht bekannt ist.

Gustave Burnat wurde 1831 in eine alteingesessene Architektenfamilie von Vevey geboren. 1855 gründete er in Alexandria ein Unternehmen, das im An- und Verkauf von Baumwolle tätig war. Einige Jahre später brach sein Bruder Ernest auf Einladung des Onkels Jean Dollfus zu der damals in vornehmen Kreisen üblichen „Grand Tour" in den Vorderen Orient auf. Am 9. Januar 1858 kamen beide in Alexandria an, wo sie von Gustave willkommen geheissen wurden. In einem unveröffentlichten Bändchen, das den Titel „Voyage d'Egypte 1858" trägt, hat Dollfus die Erlebnisse des Ägyptenaufenthaltes - mit allerlei Anekdoten gewürzt - festgehalten. Daraus wird ersichtlich, dass das Interesse der Reisenden vorwiegend der Jagd galt. Wann immer möglich wurden jedoch auch gefundene Altertümer auf nicht gerade zimperliche Art und Weise untersucht und begutachtet. So fanden sich z.B. in Esna „vor dem Tempel einige Kisten mit Resten von Mumien. Wir durchsuchten sie lange, denn es war das erste Mal, dass uns solche begegneten. Wir entrissen diesen alten Kiefern einige Zähne und deckten uns mit einem Vorrat an Leinenbandagen ein" (Übersetzung der Autorin aus dem Französischen). Und weiter: „Die Araber bieten überall allerlei Antiquitäten zum Verkauf an. Es handelt sich dabei vorwiegend um in Gräbern und auf Mumien gefundene Objekte und um zahlreiche abgetrennte Stücke von Mumienkörpern. Wir legten uns ei-

Abb. 18: Der Sarg der Gem-tu-es. Musée Historique du Vieux-Vevey. Foto: Maja Schwarzenbach.

nen grösseren Vorrat davon an, überzeugt, dass sie bei uns auf grosses Interesse stossen werden". Bei ihrem Aufenthalt in Luxor besuchten Dollfus und Burnat Ausgrabungen auf dem Westufer, wo ersterer beim Ausgrabungsleiter Maunier eine „schöne Mumie" bestellte. Dollfus schwebte nämlich vor, an Erinnerung an seinen Ägyptenaufenthalt mit seinen Erwerbungen in Muhlouse im Elsass ein kleines ägyptisches Museum zu eröffnen.

Abb.19: Detailansicht des Gesichtes der Gem-tu-es mit eingelegten Augen. Musée Historique du Vieux-Vevey. Foto: Maja Schwarzenbach.

Von den zusammengetragenen Objekten seines Onkels beeindruckt und vielleicht auch auf Anraten seines Bruders Ernest scheint der in Alexandria tätige Gustave Burnat ebenfalls einen Sarg mit Mumie erworben und diesen als Geschenk an seine Heimatstadt nach Vevey geschickt zu haben. Auf jeden Fall hat sich in den Unterlagen der Gemeindeverwaltung eine Notiz erhalten, die am 4. Oktober 1858 die Ankunft eines Sarges belegt. Wo genau er gekauft worden war, ist nicht bekannt. Vieles spricht jedoch für Luxor. Denn im Jahr 1858 wurden in Theben-West wichtige Entdeckungen gemacht, u.a. mehrere Sammelgräber von Priestern, die eine Fülle von Objekten enthielten. Dies war auch den damaligen Reisenden bekannt, die sich dort gerne mit Särgen und Mumien sowie anderen Grabbeigaben eindeckten. Ansprechpartner für die Wünsche der frühen Touristen scheint dabei der oben erwähnte Maunier gewesen zu sein, der u.a. für den französischen Generalkonsul Ausgrabungen leitete und dem vom Direktor des Museums Kairo, Auguste Mariette, vorgeworfen wurde, er spiele ihm „Streiche" und verursache ihm dadurch schlaflose Nächte.

Die Inschriften des Sarges der Gem-tu-es weisen darauf hin, dass sie ursprünglich aus Theben stammt und dort am Fuss des Westgebirges zur letzten Ruhe gebettet wurde. In den Texten trägt Gem-tu-es den Titel einer „Herrin des Hauses", was darauf hinweist, dass sie verheiratet war. Ausserdem haben sich Namen und Titel ihrer Eltern erhalten. Der Vater trägt den sehr häufig belegten Namen Djed-Chons-iuef-anch und war als Gottesvater des Amun tätig. Ihre Mutter heisst Djed-Isis-iues-anch und trägt denselben Titel wie ihre Tochter, nämlich „Herrin des Hauses". Aufgrund der Ikonographie des Sarges und von Vergleichen mit ähnlichen Särgen kann davon ausgegangen werden, dass Gem-tu-es im 8. Jh. v.Chr. gelebt hat (Abb. 19).

In der Schweiz angekommen erlebte Gem-tu-es eine wahre Odyssee durch verschiedene Museen, Schulen und Lagerräume, wobei Sarg und Mumie zumindest zeitweise der Öffentlichkeit zugänglich waren. Im Untergeschoss des Collège de la Veveyse zwischengelagert, erlitten Gem-tu-es und ihr Sarg infolge eines aussergewöhnlichen Hochwassers eines nahen Baches in den Jahren 1935 – 37 schwere Verwüstungen. Ende der 40er Jahre wurde der Sarg – mittlerweile in schlechtem Zustand - ins Musée Jenisch überführt, dessen Räumlichkeiten an eine Schule angrenzten. Die Mumie entwickelte sich zur regelrechten Pausenattraktion und wurde von den Schülern regelmässig begutachtet, indem der Deckel des ohne jeglichen Schutz auf einem Tisch liegenden Sarges gehoben wurde. Aus unbekannten Gründen verlegte man kurze Zeit später den Sarg in den Dachstock einer höheren Schule. Auch hier jedoch wurde Gem-tu-es schnell zum Liebling der Jugendlichen. Es wird erzählt, dass beim Versuch, die Mumie hochzuheben, einer ihrer Knöchel gebrochen sei, worauf sich die Schülergruppe entschloss, den ganzen Fuss abzureissen, um diesen einer näheren Betrachtung zu unterziehen. Durch diesen zerstörerischen Akt alarmiert, entschlossen sich die Behörden zum Eingreifen. Am 18. Dezember 1948 stellten die Museumskommission sowie eine beigezogene Spezialistin fest, dass der Sarg zwar in schlechtem Zustand sei, jedoch restauriert werden könne. Die Mumie jedoch sei in so trauri-

ger Verfassung, dass nichts anderes übrig bleibe, als sie zu verbrennen. Am 30. Dezember 1948 erlitt Gem-tu-es in einen notdürftigen Sarg gebettet ihren zweiten Tod (Abb. 20). Der mit der Einäscherung beauftragte Herr gab zu Protokoll, dass es „lange gedauert habe, bis sie brannte". Traurige Ironie des Schicksals: Jahrtausendelang haben die Fluten der jährlichen Nilüberschwemmung Gem-tu-es in ihrem Grab nichts anhaben können – bis ihr Sarg fern der Heimat vom Hochwasser eines kleinen Schweizer Bachs arg in Mitleidenschaft gezogen und ihre durch dreiste Schüler malträtierte Mumie verbrannt wurden – nach altägyptischen Vorstellungen eine der schlimmsten Todesarten überhaupt, da ohne Mumie eine Fortexistenz im Jenseits nur schwer möglich ist.

Abb. 20: Die Reste der 1948 verbrannten Mumie der Gem-tu-es. Musée Historique du Vieux-Vevey. Foto: Maja Schwarzenbach.

Nach seiner Restauration wurde der Sarg ab 1949 im Musée Jenisch ausgestellt – diesmal jedoch in einer Vitrine. Nach einigen Umzügen und einer weiteren Restauration Ende der 1980er Jahre, wurde der Sarg 1991 im Musée Historique du Vieux-Vevey für die Dauer einer Sonderausstellung wiederum der Öffentlichkeit präsentiert. Heute befindet er sich im Depot des obgenannten Museums, soll jedoch nach Angaben der Konservatorin ab 2006 wieder permanent ausgestellt werden. Man darf hoffen, dass sich nach all den Irrungen und Wirrungen der Name Gem-tu-es, der übersetzt „Man hat sie gefunden" lautet, endlich als gutes Omen erweist.

Veranstaltungen im Rahmen des Schweizer Sarg- und Mumienprojektes

Ausstellung

„Scherit-Min: Eine Mumie zwischen Jenseits und Diesseits".
Ausstellung des Historischen Museums Aargau im Schloss Lenzburg vom 1. April bis 29. Mai 2005. Öffnungszeiten: Di – So und allgemeine Feiertage 10 – 17 Uhr, Mo geschlossen. www.ag.ch/lenzburg

Vorträge und Führungen (nach Datum)

Donnerstag, 7. April 2005: Salonabend mit echten Mumien der kantonalen Sammlung.
Die Direktorin des historischen Museums Aargau lädt zum ersten Salonabend der Saison mit interessanten Ausführungen der Ägyptologin Renate Siegmann. Dazu werden orientalische Häppchen serviert.
Ort: Schloss Lenzburg. Zeit: 18.30 – 20.30 Uhr. Anmeldung erforderlich unter 062/888 48 40.

Sonntag, 10. April 2005: Öffentliche Führung: „Mumien und andere Kuriositäten der Sammlung". Ort: Schloss Lenzburg. Zeit: 10 Uhr.

Mittwoch, 13. April 2005: Vortrag mit Bildern zum Thema „Unbekannte ägyptische Schätze in Schweizer Museen".
Auf der Suche nach ägyptischen Särgen in Schweizer Museen sind die Ägyptologinnen Renate Siegmann und Alexandra Küffer auf allerlei interessante, kuriose und oftmals auch vergessene Objekte gestossen. Ausgehend von den altägyptischen Exponaten des Historischen Museums Bern werden weitere, noch unveröffentlichte Stücke aus der Schweiz mit ihrer Geschichte vorgestellt.
Referentin: Alexandra Küffer, Mitarbeiterin des Schweizer Sarg- und Mumienprojektes. Ort: Historisches Museum Bern. Zeit: 18 Uhr.

Freitag, 22. April 2005: Salonabend mit echten Mumien der kantonalen Sammlung. Ort: Schloss Lenzburg. Zeit: 18.30 – 20.30 Uhr. Siehe 7. April.

Sonntag, 1. Mai 2005: Öffentliche Führung: „Mumien und andere Kuriositäten der Sammlung". Ort: Schloss Lenzburg. Zeit: 10 Uhr.

Sonntag, 5. Juni 2005: Vortrag zum Thema „Die ägyptischen Särge des Museums für Völkerkunde von Burgdorf und ihr Inhalt".
Im Rahmen des Schweizer Sarg und Mumienprojektes werden auch die ägyptischen Särge und Mumien von Burgdorf wissenschaftlich bearbeitet und untersucht. Der Vortrag stellt die neusten Erkenntnisse vor und gibt anhand von Bildern einen Einblick in die Jenseitsvorstellungen der alten Ägypter.
Referentin: : Alexandra Küffer, Mitarbeiterin des Schweizer Sarg- und Mumienprojektes. Ort: Schloss Burgdorf. Zeit: 11 Uhr.

Begegnung mit der Berber-Kultur von Siwa

Für nähere Auskünfte zu den Projekten oder zur Oase Siwa: salah-el-din@bluewin.ch; www.fatamorgana21.ch

Das Hotel „Fata Morgana“ mit Obstgarten am Rand der grossen Sandsee in Siwa.

Die Oase Siwa liegt am Rand der grossen Sandsee in der Westwüste Ägyptens nahe an der libyschen Grenze. Schon in der Antike war die Oase eigenständig und unterhielt eher Beziehungen zur Kyrenaika, dem Mittelmeerstreifen in Libyen, als zum Niltal. Berühmt war die Oase in der Antike wegen ihres Orakeltempels, den u.a. auch Alexander der Grosse aufsuchte. Mitte des 19. Jhs. wurde Siwa zu einem wichtigen Stützpunkt der Senussi-Bewegung, die den westlichen Einfluss zurückdrängen und im Maghreb den Islam auf seine Grundelemente zurückführen wollte. Dem Sohn des Begründers Ali el-Senussi gelang es, die Beduinen zu vereinigen und damit zeitweise die Nordsahara zu beherrschen. In den 30ger Jahren des 20. Jhs. gingen die Italiener, zu deren Kolonien Libyen gehörte, energisch gegen die Senussi-Anhänger vor. Am 19. Januar 1931 kam es in der libyschen Oase Kufra, die als Hauptsitz der Senussi galt, zur entscheidenden Schlacht. Die Senussi-Rebellen wurden besiegt; Tausende, vorwiegend Frauen und Kinder, starben auf ihrer Flucht durch die Westwüste. Der Einfluss der Senussi blieb in Siwa jedoch noch bis weit ins 20. Jh. bestimmend, so dass die abgelegene Oase lange eine Welt für sich bildete.

Die meisten der heute rund 20’000 EinwohnerInnen von Siwa gehören zum Volk der Berber, das ursprünglich im Gebiet von Marokko, Tunesien und Libyen beheimatet war und nach der arabischen Eroberung des Maghreb in die Wüste auswich. Die Berber gelten denn auch als die „wahren Eingeborenen“ der Westwüste. Durch die Tradition und Kultur der Berber und den immer noch spürbaren Einfluss der einstigen Senussi-Bewegung unterscheidet sich Siwa grundlegend von den anderen ägyptischen Oasen. So leben die Frauen hier immer noch weit zurückgezogener als im übrigen Ägypten. Eine verheiratete Frau geht – wenn überhaupt – nur völlig verschleiert aus dem Haus. Alkohol ist in Siwa Tabu (sogar alkoholfreies Bier war bis vor einigen Jahren nicht erhältlich). Auch ist nicht Arabisch Umgangssprache, sondern Siwisch. Die meisten SiwanerInnen verstehen aber Arabisch, da in der Schule der Unterricht in dieser Sprache erfolgt. Erst vor wenigen Jahrzehnten wurde die 300 km lange Strecke durch im 2. Weltkrieg vermintes Gebiet von Marsa Matruh am Mittelmeer nach Siwa geteert und damit der Zugang etwas erleichtert. Trotz einiger Bemühungen, Tourismusprojekte auf die Beine zu stellen, ist die Oase aber noch heute ein abgelegenes Fleckchen, das den Besucher gerade wegen seiner Abgeschiedenheit und seinem ursprünglichen Charme zu berühren vermag.

Einer, der Siwa besonders in sein Herz geschlossen hat, ist Adel Salah-el-Din. Der aus Alexandria stammende Mathematiklehrer unterrichtete nach seinem Universitätsabschluss von 1975 bis 1984 in Marsa Matruh und in der libyschen Wüste. Dabei lernte er auch die Kehrseite des vordergründig idyllischen Oasenlebens kennen. 1984 siedelte Salah el-Din in die Schweiz über, wo er heute als Betreuer in einem Behindertenheim arbeitet. Er lebt mit seiner Frau und seinen vier Kindern in Burgdorf.

Vor rund 10 Jahren kaufte Salah el-Din in Siwa einen 12’000 m2 grossen Obstgarten mit zwei eigenen Quellen (die eine kalt, die andere um die 50° warm) und baute auf dem Gelände ein Haus, das ursprünglich für sich und seine Familie gedacht war. Leider hätten weder seine Frau noch seine Kinder grosses Interesse an der Oase Siwa gezeigt, erzählt er, so dass er sich entschloss, das Haus zu einem kleinen Hotel namens „Fata Morgana“ mit 12 Zimmern sowie vier Chalets im Berber-Stil auszu-

bauen. Es ist ca. 3 km vom Zentrum von Siwa entfernt am Fuss einer kleinen Anhöhe am Rand der grossen Sandsee gelegen. 2001 startete Salah el-Din auch sein kulturell-touristisches Pilotprojekt eines Begegnungszentrums, das dem Hotel angegliedert ist. Ziel ist es, die Berber-Kultur der Oase Siwa zu unterstützen. Im Gespräch betont Salah el-Din mehrmals, dass sich die Berber ihrer Kultur und ihrer Geschichte nicht bewusst seien. Natürlich sei es für sie schwierig, eine Identität zu entwickeln, fügt er an, denn durch die eher willkürlich festgelegten Grenzen sind sie nun auf verschiedene Länder verteilt und aufgesplittert worden. „Ich möchte den Tourismus als Einnahmequelle und Entwicklungsmöglichkeit für die Bevölkerung beibehalten, aber die soziokulturellen Gesichtspunkte gezielter beachten", erläutert er sein bisher ausschliesslich mit Eigenmitteln finanziertes Projekt. Schwerpunkt bilden der Einbezug und die Mitbestimmung der betreffenden Gesellschaft, zum Beispiel durch die Schaffung von Arbeitsplätzen und durch den Verkauf von lokalen Produkten. Das Hotel „Fata Morgana" wurde von einheimischen Handwerkern mit lokalen Materialien im siwischen Stil erbaut und wird von einer Berberfamilie geführt, die die Gäste mit traditionellen Gerichten verwöhnt. Oberste Priorität hat die Förderung der finanziellen Unabhängigkeit der einheimischen Bevölkerung. Denn wie die anderen ägyptischen Oasen hat auch Siwa mit der Abwanderung seiner Jugendlichen zu kämpfen, die in den Grossstädten wie Alexandria und Kairo ihr Glück versuchen. Lebensgrundlage der siwischen Familien bilden seit jeher Oliven und Datteln. Die überschüssigen Ernteerträge werden an Händler verkauft und damit ein bescheidenes Einkommen verdient. In den letzten Jahren jedoch beobachtet Salah el-Din eine bedenkliche Entwicklung. Grosshändler kaufen den Siwanern statt der Überschüsse gleich die ganzen Gärten ab und exportieren die Datteln und Oliven ins übrige Ägypten. Dies bringt zwar einer Familie kurzfristig eine Menge Geld ein. Ist dieses jedoch einmal verbraucht, fehlt der Familie die Existenzgrundlage. Immer mehr mache sich Armut breit, sagt Salah el-Din, die auf den ersten Blick vielleicht nicht sichtbar sei, da sie nach aussen hin versteckt werde. Überhaupt würden die Probleme der Bevölkerung und ihre Anliegen von der ägyptischen Regierung nicht beachtet und wahrgenommen. Die Berber seien Bürger zweiter Klasse. Aber nicht nur die Regierung zeigt kein Interesse. Während im Niltal verschiedene internationale Hilfswerke tätig sind, existieren in den Oasen bisher nur von Privatpersonen finanzierte Projekte. Ein ganz wichtiger Punkt ist deshalb für Salah el-Din, dass die Bevölkerung vom Gewinn eines massvollen Tourismus profitiert, d.h. dass damit Zuschüsse an allgemeine öffentliche Kosten, wie Strassenbau, Strom- und Krankenversorgung, geleistet werden. Schliesslich soll im Begegnungszentrum mit Bilderausstellungen, Musikdarbietungen und Literaturlesungen auch ein kultureller Austausch zwischen den BesucherInnen und den Einheimischen stattfinden. Ausserdem soll das Zentrum als Anlaufstelle für direkte Hilfe bei Problemen betreffend Landwirtschaft und medizinischer Versorgung dienen.

Ab 2006 wird es Salah el-Din möglich sein, jeweils sechs Monate des Jahres in Ägypten zu verbringen, wo er sich seinem Hotel und dem weiteren Ausbau des Begegnungszentrums (u.a. ist die Schaffung einer öffentlichen Bibliothek geplant) widmen will. Schon hat er zusätzliches Land für ein weiteres Projekt erworben. Durch seine Arbeit mit geistig und körperlich Behinderten in der Schweiz falle ihm bei seinen Aufenthalten in Siwa immer wieder der grosse Unterschied in der Betreuung behinderter Menschen zwischen der Schweiz und Ägypten auf. Vor allem für behinderte Kinder gebe es in Siwa überhaupt keine Förderungsmöglichkeiten. „Sie werden oft aus Scham zu Hause behalten. Die Familien sind ganz auf sich gestellt und die Eltern übernehmen allein die gesamte Verantwortung, auch wenn sie damit überfordert sind. Denn es gibt keine andere Wahl, da von niemandem Hilfe zu erwarten ist." Salah el-Dins nächste Projektidee ist die Schaffung einer Sonderklasse in Siwa für Kinder aus der umliegenden Wüstenregion mit geistiger und körperlicher Behinderung. Damit soll ermöglicht werden, dass sie sich in einem geschützten Rahmen und mit Rücksicht auf ihre eigene Kultur entwickeln können. Denn so Salah el-Din „Erziehung und Bildung gehören zur Verwirklichung des Menschseins. Sie sind Ausdruck von Menschenwürde und Lebenserfüllung aller Menschen, auch der Kinder mit geistiger und körperlicher Behinderung."

Adel Salah el-Din, der Initiant des Begegnungszentrums in Siwa.

Gesichter aus dem alten Ägypten im Musée du Château in Yverdon . Fotos: Maja Schwarzenbach.